

Besprechungen

Siegfried Tornow: Handbuch der Text- und Sozialgeschichte Osteuropas. Von der Spätantike bis zum Nationalstaat. (Slavistische Studienbücher, N.F. Bd. 16.) Harrassowitz. 2., überarb. Aufl., Wiesbaden 2011. 696 S. ISBN 978-3-447-06420-0. (€ 49,80.)

Mit seiner 2005 erschienenen Monografie *Was ist Osteuropa? Handbuch der osteuropäischen Text- und Sozialgeschichte von der Spätantike bis zum Nationalstaat* hat der Berliner Slawist Siegfried Tornow das bislang umfassendste Kompendium zur Kulturgeschichte des osteuropäischen Raums vorgelegt.¹ Auf über 600 Seiten verfolgt das vor allem an Osteuropahistoriker, Slawisten, Byzantinisten, Balkanologen, Finnougristen, Turkologen und Judaisten gerichtete Werk die Entstehung und Entwicklung der Sprachen und Kulturen dieses Raums von den spätantik-mittelalterlichen Anfängen bis ins 19. Jh. Im Zentrum der Betrachtung stehen dabei die für den jeweiligen kulturellen Zusammenhang prägenden literarischen, geistesgeschichtlichen (philosophischen, religiösen) und fachwissenschaftlichen (historiografischen, juristischen, medizinischen u.a.) Texte. Da es zuvor keine vergleichbare Publikation dieser Art gab, hat das Buch in der Fachwelt ein lebhaftes Echo hervorgerufen. Neben der in den Besprechungen fast unisono geäußerten Anerkennung für T.s beeindruckende wissenschaftliche Leistung gab es auch Kritikpunkte, und dies sowohl in konzeptioneller Hinsicht als auch in Detailfragen. So wurde u.a. moniert, dass sich der Vf. zur Abgrenzung Osteuropas vom Westen zu einseitig auf das Kriterium der Leibeigenschaft stütze und der Komplexität des Problems auch deshalb nicht gerecht geworden sei, weil er die aktuellen Diskussionen um den Begriff kaum zur Kenntnis nehme. Kritische Stimmen gab es auch zu T.s Bestimmung von Reichweite und Grenzen Osteuropas. So wurde etwa die sehr berechtigte Frage gestellt, warum keine deutschen Texte berücksichtigt wurden. Auch das verwendete Prinzip der Epochenenteilung wurde problematisch gesehen, da es in sich nicht homogen sei.

Sechs Jahre nach seinem erstmaligen Erscheinen hat das Werk nunmehr eine zweite Auflage erfahren, wobei sofort ins Auge fällt, dass der Titel des Buchs verändert wurde, indem vor allem die – sicher etwas provokativ gemeinte – Frage „Was ist Osteuropa?“ gestrichen wurde. Wer nun glaubt, dass der Vf. die mit der Neuauflage verbundene Chance zur Auseinandersetzung mit den Kritikpunkten und Anregungen seiner Rezensenten genutzt hätte, wird weitgehend enttäuscht. Dies zeigt sich schon im Vorwort, das nur wenige Zeilen umfasst und dabei in knappen Worten vier Unterschiede gegenüber der Erstauflage auflistet. Als Erstes wird die Änderung des Buchtitels genannt, allerdings fehlt jeglicher Hinweis darauf, was der Anlass dafür war. War es die Einsicht des Vf., dass er auf die ursprüngliche Titelfrage mit seiner Arbeit selbst keine zufriedenstellende Antwort geben konnte? Oder waren es eher pragmatische Gründe, etwa um den Handbuchcharakter der Publikation im Titel noch besser hervortreten zu lassen? Ebenso bleibt uns T. bei der Frage nach dem Beweggrund für die Änderungen in den Kapitelüberschriften eine Antwort schuldig, in denen nun „statt der Sprachen die Völker aufgeführt“ (S. 11) sind. Was ist durch den Austausch von Überschriften gewonnen, wenn der Text selbst praktisch gleichgeblieben ist? Insofern bleibt auch der von T. angeführte dritte Punkt rätselhaft, wonach „die von den Rezensenten monierten und von mir selbst entdeckten Mängel beseitigt resp. Fehler korrigiert“ (ebd.) worden seien. Dabei kann es sich bestenfalls um die Beseitigung von Tipp- und sonstigen kleineren Fehlern handeln, denn auf die konzeptionellen Kritikpunkte der Besprechungen hat der Vf. nicht reagiert. Somit gibt es nur eine wirklich sub-

¹ Siehe die Rezension von THOMAS WÜNSCH in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 54 (2005), S. 565.

stanziale Änderung, nämlich die Hinzufügung eines Ortsverzeichnisses. Dieses ist sehr zu begrüßen, während es wiederum bedauerlich ist, dass der Empfehlung zur Aufnahme eines Sachverzeichnisses nicht Folge geleistet wurde.

Prinzipiell ist es erfreulich, dass sich der Verlag zu einer zweiten Auflage entschlossen hat, denn es besteht ganz offensichtlich eine Nachfrage nach diesem Werk, das seit seinem erstmaligen Erscheinen zu einer unentbehrlichen Informationsquelle für alle geworden ist, die sich mit übergreifenden Fragen des östlichen Europa auseinandersetzen. Die souveräne Verknüpfung von sprach- und literaturwissenschaftlicher, kultur- und geistesgeschichtlicher Erkenntnis spricht für die breite Kompetenz des Vf. Besonders von dieser Seite her ist es jedoch zu bedauern, dass er sich nicht auf eine Auseinandersetzung mit den Hauptargumenten seiner Kritiker eingelassen hat. Eine zumindest kurze Reaktion auf deren größtenteils sehr konstruktive Monita und Empfehlungen wäre mehr als angemessen gewesen. Hier hat T. die Chance ungenutzt gelassen, in einen lebendigen wissenschaftlichen Diskurs mit der Fachwelt einzutreten und dabei gleichzeitig sein Werk zu optimieren. Hoffen wir also auf die dritte Auflage!

Gießen

Reinhard Ibler

Mein Schlesien, meine Schlesier. Zugänge und Sichtweisen. Hrsg. von Marek Halub und Matthias Weber. (Schlesische Grenzgänger, Bd. 4.) Leipziger Univ.-Verl. Leipzig 2011. 202, 188 S., Wendebuch. ISBN 978-3-86583-596-3. (€ 32,-.)

Dieses bemerkenswerte Buch entstand in deutsch-polnischer Gemeinschaftsproduktion zweier Institutionen: des Germanistischen Instituts der Universität Breslau (Wrocław) und des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg. Daran beteiligt sind 18 Autor/inn/en, zehn polnische und acht deutsche.

Die Beiträge reflektieren die Thematik gleichsam von drei Ebenen her. Einmal aus der Sicht der geborenen Schlesier, der deutschen wie polnischen, für die Schlesien als Identifikationsraum existiert. Eine weitere Sicht bringen die Autoren, die Schlesien als Erlebnisraum entdeckten und dabei vielfach auf schlesische Vorfahren stießen. Einen dritten Aspekt vermitteln die Autor/inn/en, die sich diesen Kulturraum wissenschaftlich aneigneten. Durch die unterschiedliche Akzentsetzung bietet sich dem Leser ein breites Panorama der schlesischen Geschichte und Kultur sowie der Menschen, die diese Kulturlandschaft schufen und schaffen. Wie ein roter Faden durchzieht alle Beiträge die Hervorhebung der Wende von 1989/90. Erst durch den Gewinn der „ganzen Geschichte“, also auch der bis dahin verpönten deutschen Geschichte, vermochten die polnischen Schlesier eine schlesische Identität zu entwickeln. Pioniere waren hier die polnischen Germanisten, die trotz der negativen Erfahrungen, die ihre Familien mit den Deutschen während der NS-Zeit gemacht hatten, die großen deutschen Autoren Schlesiens sowohl der Barockzeit wie der Moderne entdeckten und wissenschaftlich vermittelten. Wohl nie zuvor sind die schlesischen Autoren so gründlich erforscht worden wie durch die polnische Breslauer Germanistik. Die lange Zeit indoktrinierte falsche These von den „wiedergewonnenen Gebieten“, die eine nahezu 700-jährige deutsche Geschichte Schlesiens leugnete, scheint nicht nur unter den Intellektuellen, sondern auch in der einfachen Bevölkerung überwunden. Relikte mag es geben, wie dies der einzige deutsche Beiträger der Erlebnisgeneration, Wolfgang Bittner, bedauert, der bei der „ungebildeten Bevölkerung“ (S. 32) Indoktrination und Aufhetzung gegen die Deutschen feststellt. Generell wird in diesem Buch die schlesische Geschichte und Kultur aus europäischer und nicht mehr aus nationalistischer Sicht gedeutet, was den Blick auf die schlesische Geschichte und Kultur ermöglicht, die von zahlreichen Völkern geschaffen wurde. Interessant ist, dass in dem Beitrag von Matthias Weber bereits vor einer Überbetonung Europas und der „Brückenlandschaft“ Schlesiens gewarnt wird (S. 133).

Die neue schlesische Identität, die sich entwickelte und die sehr stark mit der Identität der deutschen Schlesier korrespondiert, orientiert sich vielfach an Erinnerungsorten (Zob-

ten, Wahlstatt, Lubowitz u.a.) bzw. Persönlichkeiten (Hl. Hedwig, Hl. Johann Nepomuk, Edith Stein, Martin Opitz, Andreas Gryphius, Angelus Silesius, Johann Büsching, Gerhart Hauptmann). Deutlich wird aber auch in manchen Beiträgen, dass das Schicksal der deutschen Schlesier, nämlich der Verlust der Heimat, mit dem Verlust der eigenen Heimat im Osten Polens in Verbindung gebracht wird. Was den deutschen Leser sehr beeindruckt, ist der Prozess der Identifizierung der „neuen“ Schlesier mit der Geschichte und Kultur Schlesiens, der bei den einzelnen polnischen Beiträgern sehr individuell verlief. Die neuen polnischen Schlesier kamen aus unterschiedlichen Regionen, was sich an den unterschiedlichen Dialekten zeigte, die in Schlesien zunächst noch gesprochen wurden, was dem deutschen Besucher wohl nur selten auffiel. Erst allmählich verschwindet diese Vielfalt zugunsten des Hochpolnischen.

Bei der Vielfalt schlesischer Kultur und Geschichte, die die Beiträge bieten, werden auch die Schattenseiten der schlesischen Geschichte deutlich, so die Konfessionspolitik der Habsburger, die trotz Zusagen den protestantischen Glauben unterdrückte und in den Friedens-, Gnaden- und Grenzkirchen als Erinnerungsorten deutlich wird. Letztlich zählen dazu wohl auch die grausamen Hexenverfolgungen, die in einem Beitrag sehr eindrucksvoll dargestellt werden. Was in den Beiträgen der deutschen Autor/inn/en, die vielfach durch Zufall die Geschichte Schlesiens kennenlernten, deutlich wird, ist die Tatsache, dass im kollektiven Gedächtnis der Deutschen, vermittelt durch den Geschichtsunterricht, Schlesien als deutscher Kulturraum kaum präsent war und ist. Es ist somit den polnischen Schlesiern heute zu verdanken – und die Beiträge zeigen dies –, dass die Geschichte und Kultur Schlesiens im kollektiven Gedächtnis nicht untergeht. Dieses Buch vermittelt in allen Beiträgen die kreative Vielfalt dieser Region, die aus einer entkrampften Geschichtsbeurteilung gewonnen wird. Es ist eine Vielfalt, die die ehemaligen deutschen Schlesier bewundernd wahrnehmen, soweit sie nicht in der politischen Borniertheit der Vertriebenenverbände verharren. Die Bewahrung der vielgestaltigen Tradition und Kultur Schlesiens gelingt dort am besten, wo deutsche und polnische Institutionen und Gesellschaften zusammenarbeiten wie hier an diesem Buch oder im Breslauer Willy-Brandt-Zentrum sowie in der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Universität Wrocław (Breslau). Dieses Buch in seiner bibliophil gekonnten Aufmachung – alle Texte sowohl in deutscher wie in polnischer Sprache – wendet sich an ein nicht nur wissenschaftliches Publikum und verdient deshalb Beachtung und ein breites Interesse.

Hamburg

Arno Herzig

Matthias Corvinus und seine Zeit. Europa am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zwischen Wien und Konstantinopel. Hrsg. von Christian Gastgeber, Ekaterini Mitsiou, Ioan-Aurel Pop, Mihailo Popović, Johannes Preiser-Kapeller und Alexandru Simon. (Veröffentlichungen zur Byzanzforschung, Bd. 27.) Verl. der Österr. Akad. der Wiss. Wien 2011. 265 S. ISBN 3-7001-6891-1. (€ 77,40.)

In dem vorliegenden Sammelband ist eine Auswahl schriftlicher Ausarbeitungen von wissenschaftlichen Beiträgen enthalten, die auf dem internationalen Kongress „Matthias Corvinus and his Time“ im Oktober 2008 in Cluj-Napoca präsentiert wurden. Es handelt sich hierbei um eines der Ergebnisse einer langjährigen Kooperation zwischen der Rumänischen Akademie der Wissenschaften und dem Institut für Byzanzforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Dem Bestreben nach einer interdisziplinären Ausrichtung der Tagung trug auch die Gliederung der Beiträge im Sammelband Rechnung, den die Hrsg. in vier miteinander verbundene thematische Einheiten aufgeteilt haben.

Den ersten Abschnitt bilden fünf Studien, in denen die einzelnen Autoren versuchen, die Persönlichkeiten von Matthias Corvinus und seines Vaters Johann Hunyadi in den Kontext der politischen Entwicklung in Zentral- und Südosteuropa im 15. Jh. einzuordnen. Oliver Jens Schmitt analysierte die verwandtschaftlichen Bindungen zwischen den Familien Hunyadi und Kastriota und ihren Einfluss auf die zeitgenössischen Kriege mit dem

Osmanischen Reich aus der Perspektive mailändischer Gesandter in verschiedenen europäischen Hauptstädten. Mit einem ähnlichen Thema befasst sich Alexandru Simon, der den Verlauf der militärischen Auseinandersetzungen Johann Hunyadis und Matthias Corvinus' mit der Hohen Pforte und die hiermit im Zusammenhang stehenden diplomatischen Beziehungen skizziert. Julia Dücker wendet sich dem Geschehen im Heiligen Römischen Reich zu, auf dessen Reichstagen der König von Ungarn in den Jahren 1479-1481 versuchte, Hilfe und Unterstützung im Kampf gegen die Türken zu finden. Güneş Işiksel präsentiert in seinem Beitrag ein gut durchdachtes Bild der gegenseitigen Beziehungen des Königreichs Ungarn und des Osmanischen Reiches während der Regierungszeit des Sultans Bayezid II. aus der Perspektive schriftlicher Quellen, die sich in türkischen Archiven befinden. Zu den zentralen und auch in methodologischer Hinsicht inspirierenden Beiträgen des ersten Teils gehört zweifellos der Beitrag von Johannes Preiser-Kapeller, der auf Grundlage seiner intimen Kenntnis literarischer Quellen in griechischer Schrift versucht, das Bild der Hohen Pforte, des Königreichs Ungarn und ihrer Nachbarn in den Arbeiten gelehrter byzantinischer Humanisten zu rekonstruieren.

Die zweite Gruppe von Beiträgen konzentriert sich auf die Erörterung der religiösen Situation in den Gebieten, über die Matthias Corvinus regierte. Vasile Rus befasst sich mit der Geschichte des Klosters Peri im Nordosten Ungarns. Er analysiert dessen politischen Einfluss auf diese Region. Gleichzeitig widmet er seine Aufmerksamkeit auch den Bindungen von Corvinus' illegitimem Sohn Johann an dieses Kloster. Flavius Solomon versucht in einer übersichtlichen Studie die komplizierten Beziehungen zwischen der griechisch-orthodoxen und römisch-katholischen Kirche im Fürstentum Moldau im 13. bis 15. Jh. aufzuhellen und beschreibt die allmähliche Rekatholisierung in diesem Raum durch dominikanische und franziskanische Missionare. Dan Ioan Muresan widmete seine Aufmerksamkeit dem Unionskonzil von Ferrara-Florenz (seit 1431), das die römische und griechisch-orthodoxe Kirche wieder vereinen sollte, sowie den gegenseitigen Beziehungen beider Kirchen im 15. Jh. und dem Einfluss des eifrigen Anhängers einer Wiedervereinigung, Basileus Bessarion, auf die griechisch-orthodoxe Kirche im Königreich Ungarn. Dagegen erläutert Ioan-Aurel Pop die politischen Beziehungen Transylvaniens zum Königreich Ungarn und umreißt ihr Bild in den zeitgenössischen Quellen.

Gegenstand des Interesses der dritten thematischen Einheit ist der Inhalt der Bibliotheca Corviniana und ihrer einzelnen Handschriften, die in verschiedenen europäischen Bibliotheken erhalten geblieben sind. Zsuzsanna Ötvös, Gyula Mayer, Gábor Bolonyai und András Németh befassen sich in ihren Fallstudien nacheinander mit der Entstehung, Geschichte, mit Struktur und textueller Analyse ausgewählter griechisch-lateinischer Wörterbücher, mit Elegien von Janus Pannonius und mit dem Codex Mynas. Christian Gastgeber reflektiert die Urheberschaft einiger griechisch geschriebener Kodexe und verfolgt ihren Weg in die Bibliotheken bedeutender mitteleuropäischer Humanisten des 16. Jh. (Alexander Brassicanus, Bohuslav von Lobkowitz). Gianluca Masi thematisiert hingegen die Beziehung von Matthias Corvinus zur Apenninhalbinsel, besonders zu Florenz. In diesem Zusammenhang widmet er sich auch den Handschriften aus der Bibliotheca Corviniana, die in den florentinischen Archiven und Bibliotheken erhalten geblieben sind.

Die letzte thematische Einheit enthält vier Beiträge, die sich mit dem Nachleben und mit der Rezeption von Johann Hunyadi und Matthias Corvinus in verschiedenen europäischen Historiografien seit Ende des 15. Jh. bis zur Gegenwart befassen. Der erste ausgezeichnete Beitrag stammte aus der Feder von Ekaterini Mitsiou, die – aufbauend auf ihrer außerordentlichen Kenntnis griechisch geschriebener Quellen aus dem 15. und 16. Jh. sowie moderner Fachliteratur – die zeitgenössischen Vorstellungen über die beiden Akteure rekonstruiert. Mihailo St. Popović wendet sich der Rezeption von Matthias Corvinus in den Reiseberichten Salomon Schweiggers und Reinhold Lubenaus, Mitgliedern kaiserlicher Gesandtschaften nach Konstantinopel 1577-1581 und 1587-1597, zu. Ariadni Moutafidou deutet die etwas idealisierte Auffassung der griechischen Historiografie des 19. und 20. Jh. bezüglich der Persönlichkeiten von Johann Hunyadi und Matthias Corvinus an.

Dagegen befasst sich Florian Kühner mit dem Einfluss des kollektiven Gedächtnisses und der Ideologie auf die Konstruktion des Bildes beider historischer Gestalten in rumänischen Geschichtslehrbüchern in den Jahren 1942-2006.

Der vorliegende Sammelband spiegelt den gegenwärtigen Forschungsstand bezüglich der erwähnten Epoche wider. Einerseits finden sich hier wertvolle Studien, die neue sachliche und auch theoretische Ansätze der Erforschung der Herrschaftszeit von Matthias Corvinus aufzeigen, andererseits bleibt jedoch ein Teil der Beiträge dem traditionellen Konzept der Darstellung politischer, militärischer und klerikaler Geschichte verhaftet. Einige Historiker präsentierten eher deskriptive Arbeiten, in denen sie auf eine konkrete Fragestellung verzichteten. Eine interdisziplinäre Zugangsweise, die sich auf die Erkenntnisse und Methoden anderer Fachbereiche und Wissenschaften, besonders der Kunstgeschichte, stützen sollte, bleibt ein hier nicht realisiertes Desiderat. Trotz dieser Unzulänglichkeiten stellt die Publikation einen willkommenen Versuch zur Erfassung kultureller, religiöser und politischer Geschichte für die Regierungszeit von Johann Hunyadi und Matthias Corvinus dar, zumal einige Beiträge wertvolle Anregungen und Impulse für die zukünftige Forschung bieten.

České Budějovice

Rostislav Smíšek

Christine Absmeier: Das schlesische Schulwesen im Jahrhundert der Reformation. Ständische Bildungsreformen im Geiste Philipp Melancthons. (Conubernium, Bd. 74.) Steiner. Stuttgart 2011. VIII, 371 S., Ill. ISBN 978-3-515-09814-4. (€ 64,-)

Nach der Reformation entstand in Schlesien zwischen 1520 und der Schlacht am Weißen Berg 1620 eine „Vielzahl von Bildungseinrichtungen [...], die auf einem Niveau arbeiteten, das allgemein als herausragend anerkannt wurde“ (S. 1). Nicht der Landesherr, den der Breslauer Bischof als Landeshauptmann vertrat, sondern die Städte waren die Trägerinnen dieser neuen gelehrten Schulen. Absmeier untersucht sie in ihrer Stuttgarter Dissertation als „Schnittstelle zwischen Obrigkeit, Kirche und Geistesleben“ (S. 2). Ausgehend vom Forschungsstand und der schon im 19. Jh. lückenhaften Quellenüberlieferung untersucht sie mit einem kulturwissenschaftlichen Ansatz die höheren Schulen der Zeit im Bistum Breslau und ihre Rolle für den „Bildungsraum Schlesien“ (S. 27) und die Ausbildung eines schlesischen Landesbewusstseins.

Zunächst beschreibt sie mit den „drei Potenzen“ in Schlesien, Vaterland, Frömmigkeit und Bildung, die Ausgangslage: den Konflikt zwischen ständischer Selbstbehauptung und landesherrlichem Herrschaftsanspruch der Habsburger, „Reformation und Bekenntnisbildung“ sowie die Bildungstraditionen Schlesiens seit dem ausgehenden Mittelalter und die Bedeutung humanistischer Bildungsinitiativen wie der einschlägigen Vorschläge Luthers und vor allem Melancthons. Die „alte Kirche“, wie Absmeier die römisch-katholische Kirche zur eindeutigen Abgrenzung von den sich auch als „katholisch“ bezeichnenden Anhängern der wittenbergischen Reformation nennt, bleibt dabei immer innerhalb ihrer Perspektive. Besondere Bedeutung hatten die in Niederschlesien gegründeten städtischen Gelehrtschulen in Freystadt, Grünberg, Breslau und Goldberg, wie sie sich in der „Hochphase“ zwischen 1540 und 1560 ausgebildet haben und die vor allem von den sie als Rektoren leitenden Theologen geprägt wurden. Das von Valentin Trozendorf für Goldberg entwickelte Bildungsprogramm erlangte Vorbildfunktion für ganz Schlesien. Schulordnungen, Schulreden, Memoriae, vor allem aber der Briefwechsel mit Melancthon sind die wesentlichen Quellen. Melancthon war die Instanz, an der sich die Rektoren der Schulen orientierten. Die von ihm vertretene, zwischen Lutheranern und Reformierten vermittelnde „philippistische“ Richtung prägte auch das schlesische Bildungswesen und beeinflusste über den Heidelberger Calvinismus die späte Schulgründung in Beuthen an der Oder. Bei den etwas später entstandenen Schulen in Breslau (Elisabeth-Gymnasium), Oels und Brieg war nicht mehr „die Person des Rektors ausschlaggebend für Programm und Ausstrahlung der Schule, sondern die dahinter stehende Obrigkeit“ (S. 151), d.h. Magistrat bzw. Fürst,

die auch über Personalentscheidungen die Entwicklung der Schulen steuerten. Es waren Eliteschulen mit dem Ziel der Bildung eines Gelehrtenstandes. Nach dem Tode Melancthons (1560) gewannen die Breslauer Schulen die zentrale Vorbildfunktion. A. verfolgt die Weiterentwicklung der Breslauer Tradition und die Anfänge eines schlesischen Landesbewusstseins bei Cureus. Die späthumanistische Phase war zum einen gekennzeichnet durch die nach dem Tridentinum einsetzende Konsolidierung des im Sinne der Vf. „altgläubigen“ katholischen Bildungswesens, zum anderen durch das von Georg Freiherr von Schönau 1614 initiierte Gymnasium in Beuthen an der Oder, das durch seinen Schüler Martin Opitz besondere Aufmerksamkeit gewonnen hat und das die Autorin begründet eher als philippistisch denn – wie die ältere Forschung meint – als radikal reformiert einschätzt. Mit der Gegenreformation wird nach 1620 das Jesuitengymnasium die verbreitete Form der höheren Schule in Schlesien.

A. beleuchtet in ihrer überzeugenden Untersuchung den Zusammenhang zwischen vormoderner Staatlichkeit, Religion und Geistesleben. Sie zeigt in gebotener thematischer Engführung (S. 309) die Leistung des protestantischen Gelehrtenschulwesens in Schlesien im Reformationsjahrhundert für die Ausbildung der für den frühmodernen, ständisch organisierten Staat benötigten Eliten und die Ausprägung eines frühmodernen Landesbewusstseins. Die Vf. leistet damit einen wesentlichen Beitrag zur schlesischen Kultur-, Bildungs-, Religions- und Landesgeschichte im 16. Jh. und zeigt, wie wichtig es ist, scheinbar bekannten Themen unter Einbezug neuer methodischer Ansätze immer wieder systematisch nachzuforschen.

Viersen

Wolfgang Kessler

Ulrike Plath: Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands. Fremdheitskonstruktionen, Lebenswelten, Kolonialphantasien 1750-1850. (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 11.) Harrassowitz. Wiesbaden 2011. 360 S. ISBN 978-3-447-05839-1. (€ 34,-)

Die vorliegende Monografie stellt mit Sicherheit einen wichtigen Beitrag zur baltischen Geschichte dar, insbesondere weil sie mit ihrem kulturwissenschaftlichen Zugang Neuland betritt. Andererseits ist genau dieser kulturwissenschaftliche Zugriff der Schwachpunkt der Arbeit. Ulrike Plath möchte das Verhältnis von Esten und Deutschen in den Provinzen Estland und Livland im Verlaufe eines Jahrhunderts untersuchen und wertet hierfür sechzig Quellentexte aus der Feder von einheimischen und ausländischen Deutschen aus. Es handelt sich hierbei um Reise- und Länderbeschreibungen sowie um autobiografische Texte, wobei die Vf. es nicht für nötig hält, den Leser über ihre Auswahlkriterien zu informieren. Bei Texten dieser Quellengattungen ist ferner die Subjektivität der Autoren zu berücksichtigen, und einige Inhalte erscheinen doch etwas anekdotisch. Leider fehlen entsprechende Texte aus estnischer Perspektive aufgrund der Überlieferungslage.

Das Buch beruht auf einer breiten Quellen- und Literaturbasis, das entsprechende Verzeichnis ist über sechzig Seiten lang, und die Vf. kennt sich in der einschlägigen estnisch-, deutsch- und englischsprachigen Literatur sehr gut aus. Bei den Autoren der Quellen handelt es sich nicht nur um die üblichen Verdächtigen wie August Wilhelm Hupel und Garlieb Merkel, sondern auch um unbekanntere oder vergessene Urheber. Die Untersuchung ist in einem gut lesbaren Stil geschrieben, und glücklicherweise beschränkt die Vf. den Gebrauch kulturwissenschaftlichen Jargons weitgehend auf die Einleitung, in der wir Stilblüten wie die „xenologische Fremdheitsforschung“ (S. 25) finden können. Nur einige wenige Tippfehler und kleinere sachliche Unrichtigkeiten wie eine Verwechslung von Indien und Westindien (S. 266) treten auf. Die Monografie ist in drei Teile gegliedert. Unter der Überschrift „Annäherungen“ untersucht P. Migration und Mobilität. Im Untersuchungszeitraum erfolgte eine ständige Zuwanderung aus Deutschland, ohne die die Reihen der Deutschen in den baltischen Provinzen schnell ausgedünnt wären. Die ausgewählten Quellen und ihre

Interpretation sind insgesamt überzeugend; warum ein solider Überblick über die baltische Geschichte (S. 28-46) allerdings als „baltische Migrationsgeschichte“ bezeichnet wird, ist dem Rezensenten unklar. Der Leser fragt sich auch, warum immer wieder Deutsche einwanderten, aber scheinbar ihr Bevölkerungsanteil nicht stieg.

Im zweiten, umfangreichsten Teil behandelt P. die Stereotypen bezüglich der Esten und die Darstellung ihrer Lebenswelt. Sie versucht also auch ein wenig Sozialgeschichte aus ihren Quellen zu rekonstruieren. Der Vf. gelingt es in überzeugender Manier, ihre Quellen zum Sprechen zu bringen, und die Konstruktion der Stereotypen wird nachvollziehbar. Aber genau hier liegt ein Problem ihres kulturwissenschaftlichen Zugangs. Sie hätte mehr Anleihen bei der traditionellen Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte nehmen sollen. Vor lauter Diskursen, Stereotypen und Narrativen verlieren wir eine relativ leicht zu erfassende Realität aus den Augen: Vereinfacht gesagt basierte die Gesellschaftsordnung der Ostseeprovinzen auf der wirtschaftlichen Ausbeutung, sozialen Diskriminierung und politischen Unterdrückung der Bevölkerungsmehrheit durch eine kleine oligarchische deutsche Oberschicht, welche weitgehende Rückendeckung durch den russischen Staat hatte. Von dieser Situation profitierte auch die zumeist deutschsprachige Mittelschicht. Die baltische Gutswirtschaft vor und nach der Leibeigenschaft war ökonomisch genauso zweckrational wie die auf Sklavenarbeit fußenden Baumwollplantagen in den US-amerikanischen Südstaaten. Wenn wir das Verhältnis von Esten und Deutschen tiefgreifend untersuchen wollen, dann helfen Diskurse allein nicht. Man muss wahrlich kein Marxist sein, um hier die Bedeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu erkennen. Ob die Esten damals nun stärker ausgebeutet und schlechter behandelt wurden als beispielsweise die Iren (Hungersnöte) oder die Schotten (Highland Clearances), sei dahingestellt. Die Vf. selbst spricht die wirtschaftlichen Bedingungen – prächtige Gutshöfe im Vergleich mit den einfachen Hütten der Bauern, Privilegierung von Deutschen oder auch Körperstrafen – als Beispiel für Machtverhältnisse immer wieder an, doch sie arbeitet die ökonomischen Beziehungen nicht als den wahrscheinlich wichtigsten Faktor für das Verhältnis zwischen Esten und Deutschen heraus.

Im dritten Teil geht P. der Fremdwahrnehmung nach. Besonders interessant sind die Quellen und Überlegungen zu Emotionen. Schließlich untersucht die Vf. die kolonialen Vorstellungen, welche die Urheber der Quellen bezüglich der baltischen Provinzen und ihrer Einwohner entwickelten. Ob der Kolonialismus-Begriff nun tatsächlich zutreffend ist, erscheint mir als etwas fragwürdig, zumal das Wort im Deutschen mehrere Bedeutungen hat. Ein abrundendes und resümierendes Schlusswort fehlt leider.

Ich möchte mit meiner Kritik nicht zu streng sein, dieses Buch ist wichtig, präsentiert viel Neues und hat das Zeug zu einem Standardwerk. Doch hätte die Vf. etwas weniger Kulturwissenschaften und etwas mehr Sozial- und Wirtschaftsgeschichte eingesetzt, wäre das Ergebnis noch viel überzeugender ausgefallen. Im ganzen Buch finden wir beispielsweise keine Karten, Illustrationen oder Tabellen, die uns Zusatzinformationen liefern könnten. Für einen Leser, der nicht in der baltischen Geschichte zuhause ist, wäre eine Zeittafel sicherlich hilfreich gewesen. Über wie viele Deutsche und Esten reden wir zu einem bestimmten Zeitpunkt? Wie viele Gutshöfe gab es und wie groß waren sie? Was wissen wir über die Abgabenlast der Bauern bzw. Leibeigenen? Diese und eine ganze Reihe weiterer Fragen einer traditionellen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte hätten die Darstellung sinnvoll ergänzt und die Untersuchung des Verhältnisses von Esten und Deutschen stärker abgerundet.

Tartu

Olaf Mertelsmann

Jews and Their Neighbours in Eastern Europe since 1750. Hrsg. von Israel Bartal, Antony Polonsky und Scott Ury. (Polin. Studies in Polish Jewry, Bd. 24.) Littman Library of Jewish Civilization. Oxford – Portland 2012. ISBN 978-1-904113-92-8. (€ 29,99.)

Im Rahmen transnationalen, -kultureller und verflechtungsgeschichtlicher Ansätze hat die Frage des Verhältnisses von Juden zu den Umgebungsgesellschaften an historiografischer Bedeutung gewonnen. Daher verwundert es nicht, dass der 24. Band der Reihe Polin, die Zeitschriftencharakter trägt, Jerzy Tomaszewski, der sich mit der Multiethnizität in Polen-Litauen beschäftigt hat, zum 80. Geburtstag gewidmet ist. Eine dem Band zugrunde liegende Leitfrage ist daher nicht diejenige nach der anhaltenden religiösen und wirtschaftlichen Konkurrenz, die unweigerlich zum politischen und ideologischen Konflikt geführt habe, sondern diejenige nach Interaktion und Austausch zwischen den Bevölkerungsgruppen im östlichen Europa.

Ziel der insgesamt 14 Beiträge zu diesem Thema, die auch Diskussionen in verschiedenen Panels des 14. Weltkongresses für Jüdische Studien in Jerusalem dokumentieren, ist es daher, neue oder bislang vernachlässigte Aspekte dieser Interaktionen zu untersuchen, um so „neue intellektuelle und methodologische Paradigmen“ (S. VII) einzuführen, die zu einem besseren Verständnis des Verhältnisses von Juden zu ihren Nachbarn beitragen und dieses repräsentieren sollen. Auf diese Weise sollen sie auch die Beziehungen zwischen Juden und den Umgebungsgesellschaften und Muster von Interaktion, Austausch und auch von Trennung der Mitglieder verschiedener Gesellschaften beleuchten und so zu einem tieferen Verständnis der Geschichte und Kultur der Juden beitragen. Mit diesen Forschungsparadigmen hinterfragen sie das Verhältnis von Juden zu ihrer Umgebungsgesellschaft und arbeiten Formen des interkulturellen Austauschs und somit Muster, Strukturen und Institutionen gegenseitiger Beeinflussung heraus. Daher ist den Hrsg. daran gelegen, auch einen Beitrag zu den allgemeinen Diskussionen von Beziehungen zwischen – ethnisch-religiös definierten – Gruppen zu leisten. Somit diskutieren die Hrsg. Israel Bartal und Scott Ury in ihrem einleitenden Beitrag Fragen von kultureller Hybridität, wie sie beispielsweise von Homi Bhabha, Edward Said und Mikhail Bakhtin aufgeworfen wurden, und ihre Anwendbarkeit für jüdische Studien. Die in diesem Rahmen nicht einzeln zu beleuchtenden Beiträge behandeln zunächst das Verhältnis der Juden zu ihren polnischen Nachbarn, aber auch zu anderen ethnischen Gruppen wie Litauern und Russen im Rahmen verschiedener Staatssysteme (in der Habsburgermonarchie, im Russländischen Reich, Litauen, Polen sowie in der Sowjetunion), zur deutschen, polnischen und russischen Kultur und wie Erinnerungspolitik zeitgenössische Interpretationen dieses Verhältnisses und darauf bezogene Phänomene beeinflussen. Insgesamt gelingt es den Hrsg., ein breites Spektrum von Fallstudien zusammenzufassen, die dazu einladen, das Leben der Juden im östlichen Europa weiterhin vertiefend unter transkulturell und verflechtungshistorisch inspirierten Ansätzen zu analysieren, weil so neue Perspektiven nicht nur auf ihre eigene Geschichte und Kultur, sondern auch auf diejenige ihrer Umgebungsgesellschaften eröffnet werden können.

Die sechs folgenden, miszellenartigen Beiträge der Sektion *New Views* bieten darüber hinaus einen lesenswerten Fächer von neueren Perspektiven auf sehr unterschiedliche Themen der jüdischen Geschichte in Bezug auf Polen: Spitzbogenarkaden in der Synagogenarchitektur in Wolhynien und Polen im 17. und 18. Jh., die Haltung der US-amerikanischen Juden und Diplomatie zu der Gesetzesinitiative, mit der in Polen in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre ein Verbot des Schächtens angestrebt wurde, britische Perspektiven auf die Ereignisse der Jahre 1944-1946, jüdische Bezüge in der polnischen Sprache und Rückschlüsse auf das Verhältnis zu den Juden, Erinnerungen an die antisemitische Stimmung und die „Säuberungen“ des Jahres 1968 sowie das Protokoll einer Diskussion zum 50. Jahrestag des Warschauer Aufstands mit Jan Bloński, Marek Edelman, Czesław Miłosz und Jerzy Turowicz. Den Band schließen zwei umfangreiche Nachrufe auf Chimen Abramsky und Marek Edelman ab.

Den Hrsg. ist es somit gelungen, wegweisende und stets interessante Beiträge in einem Band zu versammeln. Zu hoffen bleibt, dass hieraus weitere, umfangreiche und weiterführende Studien gerade zum Wechselverhältnis von Juden und ihren Umgebungsgesellschaften entstehen werden.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Erinnerungsmetropole Riga. Deutschsprachige Literatur- und Kulturvielfalt im Vergleich. Hrsg. von Michael Jaumann und Klaus Schenk. Königshausen & Neumann. Würzburg 2010. 311 S. ISBN 978-3826044359. (€ 49,-)

Der Band ist eine gelungene Verbindung aktueller Stadtgeschichts- und historischer Erinnerungsforschung sowie exemplarischer Studien zur Geschichte der Deutschbalten. Die aus einer Tagung von 2008 hervorgegangenen Beiträge decken einen Zeitraum von gut 200 Jahren ab, vom späten 18. bis ins 21. Jh. Gleich der erste von insgesamt sechs Abschnitten bietet die bekannten Namen aus den einschlägigen Bereichen der deutschsprachigen Forschung auf: Jan und Aleida Assmann für die Theorie des kulturellen Gedächtnisses, Karl Schlögel für die Kulturgeschichte osteuropäischer Städte, Ulrike von Hirschhausen für die Geschichte der Rigaer Bevölkerungsgruppen in der Zeit der Nationalbewegungen. In den fünf weiteren Abschnitten widmen sich 16 Beispielstudien der Literatur, Publizistik, Toponymik, Architektur, den Bibliotheksbeständen, der Musik und bildenden Kunst, der Historiografie der Deutschbalten sowie – im letzten Teil – vier weiteren ostmittel- bzw. osteuropäischen (Haupt-)Städten: Tallinn, Sankt Petersburg, Wien und Prag.

Zu Beginn fasst Jan Assmann in seinem Beitrag zur Theorie des kulturellen Gedächtnisses die theoretischen Grundlagen zusammen; Aleida Assmann erläutert ihre These von der Stadt als Palimpsest am Beispiel Berlins mit einem Verweis auf ähnlich gelagerte Fälle in Ostmitteleuropa wie Danzig, Wilna, Breslau und eben Riga. So ließen sich historische Orte mit der philologischen Metapher des Palimpsestes analog zur „geologischen Metapher“ (S. 37) der Schichtung lesen und als zukunftsweisender Raum gestalten. Damit schlägt sie die Brücke zu Schlögels Gedanken über Gemeinsamkeiten sozialistischer Metropolen und der Entwicklung von Metropolen in globaler Perspektive. Er zeichnet den Weg osteuropäischer Großstädte von der Expansion in der Neuzeit über die Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg und die Verstaatlichung im Sozialismus bis zur globalen Nivellierung der *metropolitan corridors* seit dem späten 20. Jh. nach. Zuweilen gerät die Stadt-Land-Dichotomie zu schematisch, wenn er für Moskau ein „eigenes Zivilisationsniveau“ (S. 55) apostrophiert und dabei die Bevölkerung jenseits der Eliten aus dem Blick verliert.

Mit dem Beitrag Ulrike von Hirschhausens zu Riga ist der Band bei seinem Titelthema angekommen. In ihrem Vergleich zur Erinnerungsgestaltung dreier prägender Rigaer Bevölkerungsgruppen, der Letten, der Deutschen und der Russen, anlässlich von Stadtjubiläen verweist sie nicht nur auf die Kontinuität konkurrierender Geschichtsbilder, sondern auch auf unterschiedliche Raumkonzepte: Bezogen sich die Letten auf das Land als Basis ihres Selbstverständnisses, so verwies die russischsprachige Bevölkerung eher auf die Stadt als Bezugsort.

Die folgenden zwölf Beiträge behandeln Spezialprobleme der Rigaer Kulturgeschichte. Anknüpfend an A. Assmann analysiert Thomas Taterka Rigas Straßennamen, insbesondere solche, die auf deutschbaltische Persönlichkeiten verweisen, als Palimpseste der Stadtgeschichte. Andreas Fülberth untersucht den Städtebaudiskurs der 1930er Jahre. Er sieht diesen Disput als „Stellvertreter-Debatte“ (S. 173) über das Verhältnis der Deutschen zu Lettland. Ebenfalls topografisch orientiert zeichnet Mārtiņš Mintauris die Bedeutung der Rigaer Friedhöfe für den Umgang mit der Vergangenheit in der sowjetischen Periode nach und später als Orte der friedlichen Revolution gegen die sowjetische Besatzung.

Zur deutschbaltischen Historiografie seit dem späten 18. Jh. verweist Michael Jaumann auf die zum Teil „bewußte Parteilichkeit“ (S. 153) der Akteure und ihre unterschiedliche Herangehensweise zwischen Faktensammlung (August Ludwig Schlözer) und „Erlebnisqualität“ (Constantin Mettigs) ihrer Texte. Bemerkenswert ist Jaumanns Blick auf die topografischen Quellen, die statistischen Datensammlungen zu Riga, die er als Basis des unbelebten, des nicht-narrativen Speichergedächtnisses versteht. Wesentlich lebendiger ging es laut Aiga Šemeta bei der historischen Publizistik der Deutschbalten zu, die vor allem ihrer Selbstvergewisserung gedient habe. In Beata Paškevičs Ausführungen zur Reiseliteratur von „Revolutionstouristen“ (S. 109) aus dem Westen, die Riga mit ihrem Ausgangspunkt Berlin und dem Zielort Moskau verglichen, kommen die Reiseberichterstatte sogar recht (bisweilen auch zu) ausführlich zu Wort.

Klaus Garber und Tatjana Aļeksejeva widmen sich beide der 1524 eingerichteten Bibliotheca Rigensis: Garber ihrer Bedeutung „als Spiegel bürgerlichen Lebenswillens und Selbstausdrucks“ (S. 143), Aļeksejeva ihren Beständen zur Hebraistik.

Vier Beiträge befassen sich mit der Literatur. Klaus Schenk untersucht die deutschsprachige Literatur aus dem Baltikum als „Literatur der Erinnerung“ (S. 189); Māra Grudule analysiert die Bedeutung Rigas in der deutschsprachigen Lyrik; Tatjana Kuharenoka stellt Eduard von Keyserlings *Die dritte Stiege* in den Mittelpunkt. Dieser Roman weist, wie die von Schenk untersuchte Literatur, stark autobiografische Bezüge auf. Michael Schwidts Beitrag zur Herder-Rede von Georg Berkholz ist mehr historiografisch angelegt. Er deutet die wechselseitige Beeinflussung und Bezugnahme zwischen Johann Gottfried Herder und den Deutschbalten als Grundlage und Nachwirkung von Herders mehrjährigem Aufenthalt in Riga.

Der letzte Abschnitt des Buches versammelt vier Beiträge zu anderen osteuropäischen Städten. Hier ist von Riga kaum bis gar nicht mehr die Rede. Den Vergleich zur titelgebenden Stadt muss der Leser selbst herstellen. Zu Sankt Petersburg bietet Anne Hultsch einen hervorragenden und umfassenden Überblicksbeitrag zu der im Vergleich zu Moskau jungen Stadt als Erinnerungsmetropole. Mari Tarvas' Beitrag zu Tallinn in der Literatur ist insofern anschlussfähig zu den Rigaer Untersuchungen, als sie unter anderem Texte eines anderen Keyserlings – Hermann Graf Keyserling – berücksichtigt. Natalja Poļjakkova betrachtet Wien in den Prosaskizzen des österreichischen impressionistischen Schriftstellers Peter Altenberg, Alice Stašková untersucht anhand von Kafka-Bezügen in der tschechischen Gegenwartskunst Prag als Erinnerungsort einer deutschen bzw. deutsch-jüdischen Kultur.

Die Beiträge beziehen sich selten aufeinander, dafür öffnen sie das weite Spektrum aktueller Kulturgeschichtsforschung nicht nur zu Riga. Aleida Assmann umreißt immerhin in ihrem Geleitwort die Rigaer Geschichte und Ansätze zur Erinnerungskultur. Das Vorwort der Hrsg. setzt „die Erprobung aktueller theoretischer Konzepte“ und einen „Blick auf das Erinnerungspotential der Städte“ (S. 11) als Ziel. Für die hier gestellten Fragen „des Übergangs vom kollektiven zum kulturellen Gedächtnis sowie die Bildung von Nationen durch Erinnerungsgemeinschaften“ eignet sich Riga gut: deutlich multiethnisch geprägt wie viele osteuropäische Städte, mit einer wechselvollen Geschichte der Zugehörigkeit zu verschiedenen Macht- und Einflussgebieten, deren Spuren sich materiell in ihrer Bebauung, Infrastruktur und ihren kulturellen Sammlungen sowie in der Geistesgeschichte ihrer Bevölkerung ab- und überlagern. Transfer und Transformation gehören und gehörten zum Wesen der Stadt und ihrer Bewohner. Wie Qualität, Tempo und Folgen dieser Prozesse seit dem späten 18. Jh. bestimmt, ausgehandelt und interpretiert werden, lässt sich in diesem Buch exemplarisch nachvollziehen. Inwieweit es sich dabei um ein spezifisch ost(mittel)europäisches Phänomen handelt, müssten entsprechende empirische Vergleiche von der Art zeigen, wie sie Schlögel mit globalem Fokus anregt.

Marburg – Düsseldorf

Ragna Boden

Adel und Politik in der Habsburgermonarchie und den Nachbarländern zwischen Absolutismus und Demokratie. Hrsg. von Tatjana Tönsmeier und Luboš Velek. (Studien zum Mitteleuropäischen Adel, Bd. 3.) Meidenbauer. München 2011. 330 S., Abb., Tab. ISBN 978-3-899-75090-4. (€ 49,90.)

Die historische Adelforschung hat sich im deutschen Sprachraum in den vergangenen zwei Dekaden zunehmend zu einem festen Forschungsfeld entwickelt, wobei sie, bedingt durch ihren Gegenstand, kaum der Enge der nationalen Perspektiven erlegen ist. Vielmehr zeichnet sie sich einerseits durch eine Offenheit zum kleinen Raum der Region und andererseits durch eine transnationale Perspektive aus. Deshalb erscheint es auch ganz selbstverständlich, dass Adelsgeschichte gerade für die multinationalen Reiche Mittel- und Osteuropas zunehmend von einer transnational kooperierenden wissenschaftlichen Gemeinschaft geschrieben wird.

Der hier besprochene, von Tatjana Tönsmeier und Luboš Velek herausgegebene Band, der auf einer Konferenz aus dem Jahr 2006 beruht, ist das Ergebnis einer solchen Zusammenarbeit. Sie hat sich in einer Reihe von inzwischen vier Tagungsbänden des an der Prager Karls-Universität angesiedelten Forschungsprojekts „Transformation gesellschaftlicher Eliten im Prozess der Modernisierung. Adel in den böhmischen Ländern 1749-1948“ (Transformace společenských elit v procesu modernizace. Slechta českých zemí 1749-1948) konkretisiert, die immer auch die Vergleichsperspektive zu Nachbarregionen gesucht haben. Im Mittelpunkt des Bandes, so heben die Hrsg. in der knappen Einleitung hervor, stehe die „Reaktion des Adels“ – der mit der „traditionellen gesellschaftlichen Elite“ gleichgesetzt wird – auf das „Vordringen neuer sozialer und politischer Gedanken“ und die Strategien, mit denen er seine „ursprüngliche Stellung“ zu erhalten gesucht habe (S. 7 f.). Damit ist zugleich auch ein zeitlicher Rahmen abgesteckt, der sich auf das „lange“ 19. Jh. erstreckt. Unter drei Schwerpunkten – dem politischen Denken im Adel, den Höfen und Landtagen als politischen Zentren sowie dem cisleithanischen Adel in Parlamenten und Parteien des konstitutionellen Zeitalters – vereinigt der Band neunzehn Beiträge, die einen geografischen Raum von Ungarn über Böhmen, Mähren und die deutschen Mittelstaaten bis nach Preußisch-Schlesien abdecken. Die von den Hrsg. gewählte Anordnung wird hier bewusst durchbrochen, um die übergreifenden Bezüge zwischen den einzelnen Beiträgen stärker zu betonen. Das Verhältnis von Adel und Politik kann getrost als ein Schwerpunkt der jüngeren Adelforschung für das 19. und 20. Jh. gelten. Wo und wie sich der Band allerdings in der bestehenden Forschungslandschaft verortet, wird in der Einleitung leider nicht deutlich, so dass die jeweiligen Bezüge den einzelnen Beiträgen entnommen werden müssen.

Adeliger Konservatismus scheint über die Untergliederungen des Sammelbandes hinweg als ein durchgängiges Thema auf. Miloš Řezník verfolgt die Diskussion um eine ständische Verfassung für Galizien unter dem doppelten Einfluss der Entwicklung in den Habsburger Kernlanden einerseits und in der polnisch-litauischen Rzeczpospolita andererseits, besaßen die Familien des galizischen Adels doch weiterhin das erbliche polnische Indigenat. Vojtěch Belling fragt in transnationaler, ideengeschichtlicher Perspektive danach, wie „die verschiedenen Hauptströmungen des preußischen Konservatismus“ im 19. Jh. die „konservativen Eliten in Österreich zu beeinflussen vermochten“ (S. 29). Er weist einerseits auf die Homogenität frühkonservativer Vorstellungen in ganz Europa, um dann seine Aufmerksamkeit besonders auf die konfessionell bedingte „Entfremdung“ (S. 37) zum preußischen konservativen Denken in der Habsburgermonarchie nach 1860 zu richten. Der Beitrag von Jiří Georgiev zum politischen Konservatismus des böhmischen Adels zeigt dann auch, dass sich böhmische Aristokraten, besonders was die Abwehr von Einflüssen der bürokratischen und liberalen Moderne anging, bewusst an preußische Konservative anlehnen konnten, da hier eine weitgehende Interessenüberschneidung bestand, dass daneben aber auch Großbritannien als Mutterland der Selbstverwaltung bedeutenden Einfluss auf das politische Denken hatte.

Folgt man dem Konservatismus im Habsburgerreich über den Einschnitt von 1861 hinaus, ist bekanntlich der gerade auch nationalitätenpolitisch bedeutende Zerfall der konservativen Bewegung nach 1860 in eine „feudale“ (vom Hoch-, Altadel und Klerus dominierte) und eine „verfassungstreue“ Strömung von Bedeutung. Milan Hlaváček verfolgt die Entwicklung des Konservatismus nach 1848 und konstatiert ein weitgehendes Scheitern konservativer Reformbemühungen angesichts der Herausforderungen der Moderne, darunter Sozialgesetzgebung, Wahlrechtsreform, das Verhältnis von Staat und Kirche sowie das Nationalitätenproblem. Luboš Velek und Sárka Lelková analysieren die Struktur und Entwicklung der „konservativen“ Großgrundbesitzerpartei in Böhmen, während Lothar Höbelt etwas allgemeiner die Veränderungen in der Wählerstruktur und sozialen Zusammensetzung der Kurie des Großgrundbesitzes im Reichsrat zwischen 1861 und 1918 verfolgt.

Für Ungarn zeigen die Beiträge von József Glósz und István M. Szijártó, dass der Ausbau der Landesverwaltung (d.h. vor allem des Landtags) im 18. Jh. eine Emanzipation des wohlhabenden Niederadels mit sich brachte. Ebenfalls mit Blick auf den Landtag hält Roland Gehrke bei der Betrachtung von Preußisch-Schlesien zunächst einmal die stark eigentumsrechtliche Legitimierung von Partizipationsansprüchen der „Nation der Grundeigentümer“ fest (S. 182 f.). Zwar kann er eine erfolgreiche Vereinnahmung der bürgerlichen Rittergutsbesitzer für die adelige Interessenpolitik beziehungsweise die Einschüchterung der „unteren Stände“ feststellen (S. 189) und zeigt, dass es durchaus eine kalkulierte Unterstützung der in einem eigenen Stand zusammengefassten Fürsten und Standesherrn durch die Ritterschaft gab. Zugleich verweist er aber auch auf die bleibende Schwäche des Landtags als Forum der Interessenartikulation vor 1848. Ähnlich wie Belling und Georgiev für die Habsburgermonarchie unterstreicht Gehrke für Schlesien, dass eine konservative Parteibildung vor 1848 allenfalls als Kristallisationskern angelegt war. Hans Peter Hye untersucht die Stellung des Adels in der böhmischen Landesordnung des faktisch nicht zustande gekommenen Oktoberdiploms von 1860. Er zeigt, dass die in der Debatte vor allem auch aus nationalitätenpolitischen Gründen angedachte neoständische Privilegierung der Aristokratie nicht realisiert wurde und dass die „nicht unbedeutenden neuen Privilegien“ (S. 249), die der Adel durch die tatsächliche Entwicklung erhielt, primär im bürgerlichen Sinn besitzrechtlich legitimiert waren. Franz Adlgasser betont bei einer Untersuchung der Beteiligung des österreichischen Hochadels an den Parlamenten im 19. und frühen 20. Jh., dass dieser vor allem dort überproportional vertreten war, wo ihm das Wahlrecht zu einer privilegierten Startposition verhalf. Bei den Einzelnen, die es 1848/49 und 1907 kraft ihrer Persönlichkeit ins Parlament geschafft hätten, sei zu hinterfragen, „ob ihnen das wegen oder trotz ihrer adeligen Herkunft gelang“ (S. 223).

Am Beispiel des Mittleren Deutschland plädiert Josef Matzerath zur stärkeren Beachtung der inneradeligen Differenzierung, indem er die Uneinheitlichkeit des Phänomens „Adelsopposition“ im Vormärz betont. Dabei mahnt er vor allem auch eine begriffliche Schärfung an: So würden etwa, wo Adelsopposition als Widerstand der Rittergüter und Standesherrschaften gegen ein Vordringen des bürokratischen Staates in deren angestammten Herrschaftsbereich begriffen werde, die bürgerlichen Rittergutsbesitzer gerne übersehen. Auch bei weltanschaulicher Opposition im modernen Sinn sei eine differenzierte Betrachtung gefragt, die nach der tatsächlichen Lebenswelt der Akteure frage. Der Adel als politischer Akteur ist dabei, wie der Band bereits im ersten Teil mit den politischen Lebensbildern von Georg Graf von Buquoy (Margarete Buquoy), Leo Graf von Thun (Jiří Rak) und Friedrich Fürst zu Schwarzenberg (Zdeněk Bezcený) ebenfalls illustriert, keinesfalls einheitlich zu nennen.

Hervorzuheben ist der Beitrag von Rudolf Kučera, der die sonst im Band vorherrschende Konzentration auf den Alt- und Hochadel durchbricht, indem er den Neuadel in Böhmen und Preußisch-Schlesien betrachtet. Um dieses weitgehende Desiderat zu erschließen, entwirft K. eine Reihe von Überlegungen, die sich auch auf das mitteleuropäische Umfeld übertragen lassen. Zunächst verweist er bezüglich der inneren Struktur auf

die staatsnahen Leistungseliten als Ausgangsmilieu des Neuadels. Zentral müssten die Fragen nach den Auswirkungen der Revolution von 1848/49 auf die Wahrnehmung der Nobilitierten und des Altadels, nach der langfristigen Prägung der Nobilitierten durch die Standeserhebung wie etwa die mögliche Entstehung einer kollektiven Identität in dieser Gruppe sowie schließlich nach den Legitimierungsstrategien und -rhetoriken für Adelserhebungen angesichts des raschen Wandels in der Moderne sein.

Karin Schneider und Martina Winkelhofer untersuchen in ihren Beiträgen die obersten Hofchargen der Habsburgermonarchie. Für die Zeit des Vormärz verweist S. auf einen ähnlichen aristokratischen Hintergrund der obersten Hofchargen, die ihre Ämter aufgrund der familiären Nähe zum Kaiserhaus, aber auch dadurch erhalten hatten, dass sie sich im Verwaltungsdienst besonders ausgezeichnet hatten. W. legt für die Zeit Franz Josef I. dar, dass ein Schwergewicht bei der Besetzung der höchsten Ämter auf den nachgeborenen Söhnen der ersten Gesellschaft lag, und betont aufgrund einer Untersuchung der Selektion und des Einflusses der Gruppe, dass die häufig beschriebene klerikal-konservative Kamarilla am Hofe Franz Josefs „in das Reich der Legende verwiesen“ werden müsse (S. 211).

Bedauerlicherweise bindet der Sammelband die durchaus spannenden Perspektiven, die sich aus der Zusammenschau der Beiträge ergeben, nicht durch eine wie auch immer gear-tete integrierende Betrachtung zusammen, so dass der oder die Lesende hier auf sich selbst verwiesen bleibt.

Anzumerken ist auch, dass der Band in seiner Ausrichtung auf das 18. und 19. Jh. stellvertretend für eine breitere Perspektive ist, die gerade für den Raum Mittel- und Osteuropas selten über die trügerisch evidente Zäsur von 1918 hinausgeht. Hier – und in einer stärkeren Entessentialisierung des analytischen Konzepts von Adel – liegt ein bedeutendes Desiderat, das noch darauf wartet, gefüllt zu werden. Mit dem Sammelband liegt eine durchaus schätzenswerte Bestandsaufnahme der jüngsten Arbeiten über das Verhältnis von Adel und Politik im Habsburgerreich vor, die jedoch von einem synthetischen Blick der Hrsg. in der Einleitung profitiert hätte.

Passau

Simon Donig

Jews in Kraków. Hrsg. von Michał Galas und Antony Polonsky. (Polin. Studies in Polish Jewry, Bd. 23.) Littman Library of Jewish Civilization. Oxford – Portland 2011. XIII, 568 S. ISBN 978-1-9044113-64-5. (€ 27,-)

Band 23 des seit 1986 von Antony Polonsky herausgegebenen Jahrbuchs *Polin. Studies in Polish Jewry*, dem wichtigsten internationalen Publikationsorgan zur Geschichte der Juden in Polen, ist der Stadt Krakau gewidmet. Krakau – oder eigentlich das direkt benachbart gelegene Kazimierz, das heute einen Stadtteil Krakaus bildet – entwickelte sich im 16. Jh. zu einem der wichtigsten jüdischen Zentren nördlich der Alpen, verlor allerdings später wie auch die Stadt, als der Königssitz nach Warschau verlegt wurde, an Bedeutung. Aber auch im 19. und 20. Jh. gehörte Krakau zu den wichtigsten jüdischen geistigen Zentren in Polen.

Außer der Einleitung der Herausgeber, die einen Überblick über die Geschichte der Juden in Krakau von ihren Anfängen bis in die Gegenwart gibt, behandeln alle Beiträge die Zeit seit 1815, als Krakau auf dem Wiener Kongress zu einer Freien Stadt unter dem Protektorat der Teilungsmächte erklärt wurde. Łukasz Tomasz Sroka gibt einen Überblick über Demografie, Sozialstruktur sowie religiöse und politische Präferenzen der Krakauer Judenheit in der zweiten Hälfte des 19. Jh. Daran schließen drei Beiträge an, die religiöse und politische Orientierungen unter den Krakauer Juden behandeln. Hanna Kozłowska-Witt skizziert die Geschichte des Vereins fortschrittlicher Juden, Andrzej Żbikowski geht den unterschiedlichen politischen Orientierungen in den zwei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg nach und Rachel Manekin untersucht den orthodoxen Teil der Krakauer Judenheit. Die ambivalente Haltung der Krakauer Konservativen, der die galizische

Politik in der Autonomieperiode dominierenden politischen Gruppierung, gegenüber den Juden stellt Philip S. Pająkowski vor. Barbara Zbroja skizziert die Geschichte der Juden in der 1784 auf der Kazimierz gegenüberliegenden Seite der Weichsel auf österreichischem Gebiet gegründeten Stadt Podgórze, die heute ebenfalls ein Stadtteil von Krakau ist.

Ein deutlicher Schwerpunkt des Bandes liegt mit acht Artikeln auf der Zwischenkriegszeit. Besonders hervorzuheben ist hier ein Beitrag von Czesław Brzoza über das Wahlverhalten der Juden bei den Stadtratswahlen. Janusz Fałowski behandelt den Beginn der ersten zionistischen Tageszeitung in Galizien, nämlich des seit Juli 1918 in Krakau von Ozjasz Thon herausgegebenen *Nowy Dziennik*. Die Biografie Ozjasz Thons skizziert anschließend Emanuel Melzer. Thon war seit 1897 Rabbiner der Reformsynagoge in Krakau. Von 1919 bis 1935 gehörte er dem Sejm an.

Die Beiträge von Caroline Scharfer und Agnieszka Oleszak behandeln das Leben der Gründerin der religiösen Beit Ja'akov-Schulen für Mädchen, Sara Schenirer, sowie die von ihr 1917 in Krakau gegründete Schule, die zum Vorbild eines ganzen, sich auch international verbreitenden Netzwerks von Schulen wurde. Schenirer stammte aus einer Krakauer chassidischen Familie. Sean Martin untersucht Wohlfahrtseinrichtungen für verwaiste oder verlassene jüdische Kinder. Dem kulturellen Leben sind Beiträge von Natasza Styrna über jüdische Künstler in Krakau in der Zwischenkriegszeit und von Ryszard Lów über jüdische antiquarische Buchhändler gewidmet.

Vergleichsweise knapp behandelt der Band die Phase des Holocaust. Andrzej Chwalba gibt einen Überblick über Polen, Juden und Ukrainer in Krakau unter deutscher Herrschaft. Der Vernichtung der Krakauer Juden gedenkt der Band durch die Veröffentlichung einer Quelle, nämlich den erstmals 1948 auf Deutsch veröffentlichten Erinnerungen des ukrainischen Historikers Roman Rosdolsky an das Schicksal der Kinder des jüdischen Waisenhauses, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft er wohnte.

Der Erinnerung an das jüdische Krakau und der literarischen Verarbeitung sind die letzten drei Beiträge gewidmet. Monika Stępień untersucht, wie publizierte Erinnerungen von Juden die Verhältnisse in Krakau zwischen 1945 und 1950 beschreiben. Katarzyna Zechenter behandelt das Bild Krakaus in der jüdischen Literatur seit 1945. Hanna Kozńska-Witt wirft einen kritischen Blick auf den Katalog einer 2007 prominent in den Tuchhallen auf dem Krakauer Marktplatz präsentierten Ausstellung über die Krakauer Juden in der Zwischenkriegszeit.

Auch der vorliegende *Polin*-Band enthält neben dem thematischen Teil einen mit „New Views“ überschriebenen Abschnitt mit allgemeineren Themen. Eng mit dem Teil über Krakau verbunden sind die hier vorgestellten, essayartigen Überlegungen von Michael C. Steinlauf zu den galizischen Juden. Besonders hervorzuheben ist Marcin Zarembas Analyse von Ritualmordgerüchten in Polen in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Sara Bender und Ewa Waszkiewicz präsentieren zudem neue Forschungsergebnisse zu Arbeitslagern für Juden zwischen 1942 und 1944 in der Region Kielce sowie über die Ansiedlung von Juden in Niederschlesien zwischen 1945 und 1950.

Insgesamt bietet der Band eine sehr gute Einführung in die Geschichte der Juden in Krakau im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jh. Wie eine ebenfalls in den Band aufgenommene, 1998 gehaltene Rede Rafael Scharfs über das Hebräische Gymnasium in Kazimierz deutlich macht, gibt es auch in der jüdischen Erinnerung ein sehr positives Bild der Stadt.

Halle (Saale)

Kai Struve

Cornelius Hasselblatt: Estnische Literatur in deutscher Übersetzung. Eine Rezeptionsgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Harrassowitz. Wiesbaden 2011. 476 S., Ill. ISBN 978-3-447-06586-3. (€ 78,-)

Die Wahrnehmung der estnischen Literatur im deutschsprachigen Raum ist untrennbar mit dem Namen Cornelius Hasselblatt verbunden. Nach der estnischen Literaturgeschichte von 2006¹ ist nun mit der Rezeptionsgeschichte der estnischen Literatur in deutscher Sprache ein weiterer monografischer Beitrag H.s erschienen, der auf der bereits 2004 publizierten gleichnamigen Bibliografie der deutschen Primär- und Sekundärliteratur zur estnischen Dichtung basiert.²

Entsprechend kompetent und materialreich gestaltet sich die Darstellung in der nun erschienenen Rezeptionsgeschichte, die nicht mit dem Rezeptionsbegriff der Rezeptionsästhetik arbeitet, sondern vielmehr literatursoziologisch „die institutionelle Betrachtung von Literatur“ in den Blick nimmt (S. 11). So werden neben Übersetzungen und Anthologien estnischer Texte und deren Rezensionen deutsche Diskussionsbeiträge zum Estnischen sowie Bildbände und Reiseführer hinzugezogen.

Die deutsche Rezeption der estnischen Literatur stellt dabei insofern einen Sonderfall dar, als das Deutsche lange Zeit Sprache der Oberschicht und der Wissenschaft in Estland und im estnischen Teil des historischen Livland war und somit nicht jede deutschsprachige Beschäftigung mit Estland als Rezeption im eigentlichen Sinne zu bewerten ist. Um diesem Phänomen gerecht zu werden, unterscheidet H. zwischen drei Formen von Rezeption: erstens der Pseudorezeption, die dann vorliegt, wenn von estnischer Seite der Versuch einer Verbreitung ihres Schrifttums auf Deutsch unternommen wird, zweitens der Binnenrezeption, also der Wahrnehmung estnischer Literatur in den deutschen Kreisen in Estland, sowie drittens der „echten“ Rezeption, mit der die Kenntnisnahme estnischer Dichtung und Kultur im deutschsprachigen Ausland gemeint ist.

Insgesamt liegt der Schwerpunkt der chronologisch verfahrenen Darstellung klar auf dem 20. Jh., was der Materiallage geschuldet ist. Insofern entfallen nur knapp 40 Seiten auf die Rezeption der estnischen Literatur bis zum späten 19. Jh., die vor allem unter dem Stichwort des Exotischen erfolgt. In diesem Zeichen steht auch die Wahrnehmung des estnischen Nationalepos *Kalevipoeg* und der Märchen und Sagen Friedrich Reinhold Kreutzwalds, dem der Vf. zu Recht ein eigenes Kapitel widmet, wie das bis in die jüngste Vergangenheit bestehende Interesse am *Kalevipoeg* und an den Märchenstoffen belegt. Nachdem sich zwischen 1880 und 1930 starke Tendenzen der Pseudo- und Binnenrezeption zeigen, setzt die eigentliche Rezeption der estnischen Literatur im deutschsprachigen Raum in den 1930er Jahren ein; dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass sich in diesem Zeitraum zahlreiche estnische Autoren in Berlin aufgehalten haben.

Als aufschlussreich erweist sich ebenso die Darstellung der unterschiedlichen Rezeptionswege während der deutschen Teilung nach 1945. Während in der DDR die estnische vornehmlich als Teil der sowjetischen Literatur wahrgenommen worden ist, stand in der Bundesrepublik die auf der Ostseite ignorierte Exilliteratur im Vordergrund. Unabhängig von den politischen Differenzen bestand auf beiden Seiten allerdings gleichermaßen ein durchgängiges Interesse an estnischen Märchen und Sagen, wie das Kuriosum der *Kalevipoeg*-Bearbeitung in der Fantasy-Roman-Reihe des Goldmann-Verlags in den 1980er Jahren anschaulich macht.

¹ CORNELIUS HASSELBLATT: Geschichte der estnischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin – New York 2006. Rezensiert von GERT VON PISTOHLKORS in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 56 (2007), S. 621-624.

² CORNELIUS HASSELBLATT: Estnische Literatur in deutscher Sprache 1784-2003. Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur, Bremen 2004.

Hat bis zu diesem Zeitpunkt vor allem die Exotisierung der estnischen Literatur das Feld dominiert, lassen sich am Ende des 20. Jh. klare Tendenzen einer „normalen“ Rezeption erkennen, indem mit Jaan Kross, aber auch mit anderen estnischen Autoren, verschiedenen Kolloquien, Lesefesten und Zeitschriften eine vom Land unabhängige Kenntnisnahme der Texte einsetzt, die nun auf breiter Basis auch ein Publikum ohne estnophilen Hintergrund erreicht. Nach diesem Boom tritt zu Beginn des 21. Jh. laut H. wieder „Ernüchterung“ ein, wie die Überschrift des letzten Kapitels lautet. Dies trifft allerdings nicht auf die Berücksichtigung der estnischen Literatur in der Forschung zu, wo H. eher eine „Normalisierung“ feststellt (S. 424). Das Buch wird schließlich abgerundet von einem chronologischen Verzeichnis der deutschen Monografien zu Estland, das sich natürlich nicht mit der separat publizierten Bibliografie H.s messen kann, dem Leser aber eine hilfreiche Ergänzung der Ausführungen im Haupttext bietet.

Wie der Vf. selbst in der Einleitung angibt, ist sein eigenes Wirken ebenfalls als Beitrag zu einer Normalisierung der deutschen Estland-Rezeption zu verstehen. Von daher verwundert es nicht, dass der Vf. an vielen Stellen auf Fehler der behandelten Publikationen und Übersetzungen aufmerksam macht. Damit ist freilich ein Aspekt berührt, der wohl kaum allein die estnische Literatur betreffen dürfte, was die Aussagekraft der mitunter auch allzu detaillierten Ausführungen zu einzelnen Übersetzungspassagen freilich einschränkt. Als problematisch erweist sich das Normalisierungsbestreben von H.s Rezeptionsgeschichte jedoch dort, wo es die wissenschaftliche Objektivität beeinträchtigt. So heißt es etwa über eine Rezension des frühen 20. Jh. abwertend, hier zolle „ein deutscher Schriftsteller dem Affen, der gerade vom Baum heruntergekommen ist und das Denken lernt, Lob“ (S. 128).

Zudem irritiert, wenn H. schließlich die von ihm selbst verfasste estnische Literaturgeschichte als „Rezeptionsakt par excellence“ wertet (S. 427). Bei aller terminologischen Klärung zeigt sich doch hier, dass einige Fragen, die den Rezeptionsbegriff betreffen, vom Buch nicht beantwortet werden. Letztlich lässt sich allein aus dem Vorliegen bestimmter Bücher und den überprüften Bibliotheksbeständen noch keine wirkliche Auseinandersetzung mit den Werken ableiten. Rezensionen haben hier einen anderen Status, werden aber von H. nur herangezogen, um die Aufnahme einzelner Texte nachzuzeichnen. Bei den in der DDR erschienenen Kritiken kommt erschwerend hinzu, dass diese von der Zensur gesteuert sind und kein öffentliches Meinungsbild jenseits der offiziellen Sichtweise wiedergeben – ein Umstand, der vom Vf. an keiner Stelle erwähnt wird. Generell hätte sich auch eine stärkere Trennung zwischen wissenschaftlicher und öffentlicher, also journalistischer Wahrnehmung angeboten, da hier ganz unterschiedliche (bzw. unterschiedlich große) Lesergruppen einander gegenüberstehen, die sich nicht notwendigerweise gegenseitig zur Kenntnis nehmen.

Diese Kritikpunkte trüben den positiven Eindruck der Lektüre indes nur wenig. Angesichts der erbrachten Leistung kann kein Zweifel daran bestehen, dass H. mit seiner deutschen Rezeptionsgeschichte erneut ein Standardwerk zur estnischen Literatur vorgelegt hat.

Kiel

Kristin Eichhorn

Gerald Stourzh: Der Umfang der österreichischen Geschichte. Ausgewählte Studien 1990-2010. (Studien zu Politik und Verwaltung, Bd. 99.) Böhlau. Wien u.a. 2011. 334 S. ISBN 978-3-205-78633-7. (€ 35,-)

Gerald Stourzh, der Altmeister der österreichischen Historiografie, geht in seiner Essaysammlung vor allem auf die Rechts- und Verfassungsgeschichte der späten Habsburgermonarchie ein, beschäftigt sich aber ebenso mit der Außenpolitik der Ersten Republik wie auch mit dem Neutralitätsgesetz von 1955. Einige biografische Skizzen, u.a. über seinen im Mähren des 19. Jh. tätigen Urgroßvater oder über Jean Rudolf von Salis, werfen Streiflichter auf Alltag und intellektuelle Meilensteine. Dem Vf. geht es – wie schon so oft

in seinem Werk – einerseits um die Zusammenhänge zwischen Ideengeschichte und Verfassungsgeschichte, wie sie sich vor allem im Wandel der Begriffswelt in Justiz und Staatsrecht demonstrieren, andererseits um die praktischen Auswirkungen von Normen nicht nur auf politisches Handeln, sondern auch auf grundsätzliche Identitätsbestimmungen und -zuschreibungen; zentral bleibt dabei die Sprache bzw. Sprachenfrage in der späten Habsburgermonarchie.

Einige Aspekte sind St. besonders wichtig. Dazu gehört etwa die Auseinandersetzung um den Namen „der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ (S. 18 f., 108 f.), wo sowohl die Umgangssprachliche als auch die völkerrechtliche Praxis – etwa bei internationalen Verträgen – lange vor der Wappen-Verordnung von 1915 den Begriff „Österreich“ bzw. dessen Varianten (das leider an Geografie bzw. Logik scheiternde „Westösterreich“) kannten. Immer wieder ist auch von sprachlich bedingten Trennlinien innerhalb der Monarchie die Rede. Der Essay über den Urgroßvater exemplifiziert den Gewinn, den die Überwindung dieser Grenze durch Erlernen einer zweiten Sprache brachte. Das Problem blieb jedoch angesichts der strukturellen Dominanz der privilegierten Sprachen schlicht unlösbar, was weitreichende Folgen hatte: Die Unkenntnis der nicht-deutschen Sprachen – sowohl des Ungarischen als auch der slawischen – bedingte eine Konzentration erst der zeitgenössischen Öffentlichkeit, dann der Historiografie auf die deutschsprachigen Teile Cisleithaniens, was letztlich zu einer Reduktion des „Umfangs der österreichischen Geschichte“ auf Alpen- und Donauländer führte; nicht zum ersten Mal schreibt St. gegen diese Tradition an. Die Monarchie ist stets und nur in ihrer historischen Vielfalt erfassbar – mit den mehrmals zitierten Worten von Josef von Eötvös „ganz als Product der Geschichte zu betrachten“.

Aus einem aus seinen Ländern erwachsenen Staat ergaben sich viele Besonderheiten – wie etwa der Grundsatz, dass Reichs- und Landesrecht gleichgestellt waren und nur die Verweigerung der kaiserlichen Sanktion ein Landesgesetz, das Reichsrecht brach, verhindern konnte – bis hin zu Skurrilitäten, wenn etwa 1905 das Justizministerium die Existenz von mährischen Enklaven in Schlesien wahrheitsgemäß und glaubhaft auf die Folgen der Mongolenstürme im 13. Jh. zurückführte (S. 38).

Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Vf. den Kontinuitäten des Verfassungsrechts, darunter den Grund- und Menschenrechten. Mehrmals betont er die Bedeutung des Kremser Reichstags. Während die in der Paulskirche erarbeiteten Entwürfe erst tief im 20. Jh. in Deutschland in grundgesetzliche Regelungen Eingang fanden, wurden in der Monarchie bereits 1867 die Postulate von 1848 verwirklicht. Andererseits zeichnet St. auch Kontinuitätslinien des Versagens bzw. der Überforderung des Konstitutionalismus nach, wenn er die Renaissance des monarchistischen Absolutismus 1913 mit der Verfassungskrise von 1933 vergleicht (S. 195).

Mehrere der hier skizzierten Fäden laufen in dem letzten und jüngsten (2010 verfassten und bislang nicht publizierten) Essay zusammen, in welchem der Vf. nicht mehr mit Klassikern diskutiert, sondern die jüngsten Entwicklungen in der Historiografie zur Habsburgermonarchie kritisch beleuchtet. Vermutlich wird sich der Leser nicht weniger als der Rezensent wundern, dass St. bereits 1989 das „Ethnicizing of Austrian Politics“ thematisierte („This expression was at that time rather new“, bemerkt er mit gewohnter Zurückhaltung, S. 284). Hier konfrontiert er den Einzug von Bürgerrechten und zugleich der Ethnizität (in Gestalt der berühmten „Gleichberechtigung der Volksstämme“) in die Verfassungsgesetze von 1867 mit der nie beseitigten (obwohl ebenso nicht statischen) Dominanz einiger Sprachen über andere. Die hieraus erwachsenden Folgen reichten bis in den Alltag von Eltern und Kindern. Daraus ergaben sich Auseinandersetzungen zu der Frage, wie ethnische Zugehörigkeit mit all ihren Implikationen definiert werden könne, die bald darauf in der Ethnisierung von Institutionen und Organisationen, schließlich auch des Rechtswesens mün-

deten, die sich die Verfassungsväter von 1867 kaum vorgestellt haben konnten. All dies, argumentiert St., sei nun wirklich keine nachträgliche Erfindung einer „ethnisierenden Historiographie“, wie etwa Jeremy King oder Tara Zahra gelegentlich behaupten.¹ Vielmehr habe die österreichische und auswärtige Geschichtsschreibung verschiedene Formen von nicht vorrangig national geprägten Haltungen und Loyalitäten seit langem im Blick (St. spricht von „flexibility and fluidity“ bzw. „national pragmatism“, S. 302); und national oder gar nationalistisch geprägt sei der *mainstream* der Historiografie der Habsburgermonarchie ebenfalls seit Jahrzehnten nicht mehr. Das Reich war eben nachweislich ein „multilingual empire“ (S. 303 f.), in dem Nachbarn einander schlicht nicht verstanden, wenn sie deren Sprache nicht erlernten, wozu nun die Deutschen in Böhmen oder die Ungarn im Norden des Königreichs weniger geneigt waren als Tschechen und Slowaken in denselben Regionen. Aus diesen an sich bekannten Disparitäten, so mag man die Hauptthese zusammenfassen, entwickelte sich mit der Einführung des Grundsatzes der „Gleichberechtigung der Volksstämme“ eine Dynamik der Ethnisierung, die erstens zur verhängnisvollen Segmentierung innerhalb der Länder führte, zweitens diese als historische Subjekte Cisleithaniens zugunsten der Nation zurücktreten ließ und drittens „national indifference“ (Zahra) als analytische Kategorie unbrauchbar machte.

Um diese seit langem bekannten und diskutierten Prozesse zu verstehen, braucht man Modeworte nicht zu erfinden – diesen Satz schreibt der Autor zwar so nicht, lässt aber seine Ungeduld mit der Postmoderne in der akademischen Geschichtswissenschaft deutlich erkennen; in aller gebotenen Höflichkeit, die man von ihm seit eh und je kennt. Ein erschreckend altmodisches, inspirierendes, kluges Buch.

Warszawa

Włodzimierz Borodziej

¹ JEREMY KING: *Budweisers into Czechs and Germans. A Local History of Bohemian Politics, 1848-1948*, Princeton 2003; TARA ZAHRA: *Imagined Noncommunities: National Indifference as a Category of Analysis*, in: *Slavic Review* 69 (2010), 1, S. 93-119.

Glaubensfragen. Religion und Kirche in der polnischen Literatur. Hrsg. von Ulrike Jekutsch. (Opera Slavica, N.F. Bd. 53.) Harrassowitz. Wiesbaden 2011. 305 S., Ill. ISBN 978-3-447-06454-5. (€ 64,-.)

Indem der vorliegende Konferenzband das Verhältnis von Religion und Literatur untersucht, fokussiert er eines der Schlüsselthemen der polnischen Kultur- und Geistesgeschichte. Aus historischen Gründen sind der christliche Glaube und die katholische Kirche fest im nationalen Selbstverständnis der Polen verhaftet. In den diversen politischen und gesellschaftlichen Krisenzeiten symbolisierten die Religion und das Selbstbildnis der Antemurale Christianitatis stets einen festen Anker- und Orientierungspunkt für die Nation. Im Hinblick auf die traditionell enge Verknüpfung von Kirche, Glaube und kultureller Identität sowie die – trotz veränderter gesellschaftlicher Verhältnisse – anhaltende Bedeutung der Religiosität für das zivile Leben setzt sich die Publikation mit einem Themenfeld auseinander, das für Polen weiterhin von großer Bedeutung ist. Besonders hervorzuheben ist, dass der Band von keiner uniformen Religiosität ausgeht, sondern sich dem Problem der Säkularisierungstendenzen stellt und das Ringen zwischen Glauben und Nichtglauben beleuchtet.

Der vorgestellte Band ist aus den Aktivitäten des deutsch-polnischen Literaturforums hervorgegangen, das 1998 von der Greifswalder Slawistin Ulrike Jekutsch und dem Stettiner Polonisten Andrzej Sulikowski gegründet worden ist. Aus der 2005 veranstalteten Konferenz „Glaubensfragen im 20. Jahrhundert“ ist 2008 bereits ein polnischsprachiges

chiger Konferenzband erschienen.¹ Mit der nun vorliegenden deutschsprachigen Ausgabe – gekürzt um einige „rein innerpolnische Diskussionen und Polemiken“ (S. 8) betreffende Texte – können die Beiträge des Symposiums einem größeren Leserkreis zur Verfügung gestellt werden.

Die Beiträge verteilen sich auf vier thematische Blöcke, die vornehmlich den literaturwissenschaftlichen Schwerpunkt des Bandes widerspiegeln. Der einführende Block reflektiert das Verhältnis von Religion und Literatur sowie das Problem der Säkularisierungstendenzen. Zofia Zarebianka stimmt mit ihrem Beitrag über die Verflechtungen zwischen den „Schwestern“ (S. 6) Literatur und Religion instruktiv auf die Thematik ein. Sie zeigt die bestehenden Parallelen und Unterschiede auf und betont, dass, obwohl sich beide kulturellen Systeme anfänglich gegenseitig bedingt hätten, eine tiefe Kluft zwischen ihnen entstanden sei. Pointiert subsumiert sie, dass die Literatur auf den Bereich der Ästhetik eingegrenzt sei und die häufig instrumentalisierte religiöse Literatur einem ästhetischen Anspruch nicht standhalte. Die Religion wiederum lehne die Literatur vielfach als selbstreferenziell und gefährlich ab. Gestützt auf die Überlegungen Czesław Miłoszs plädiert Z. für eine erneute beiderseitige Annäherung, da die Literatur zu einem Ort „theologisch-kultureller Reflexion“ (S. 22) werden könne. Die von Z. aufgezeigten Gedankengänge führt Alfred Gall weiter aus, der Miłoszs Schreibstrategien in *Ziemia Utro* untersucht. In seinem Essay zur Bedeutung der Religion in der Moderne baue der Dichter eine religiöse Semantik auf, mit deren Hilfe er dem Menschen einen neuen Zugang zur Wirklichkeit aufzuzeigen und ihm damit die in der zunehmend säkularisierten Welt verloren gegangene Orientierung zurückzugeben versuche. Im Fokus von Aleksander Fiut, Marek Bernacki und Alfred Wierzbicki Beiträgen steht indes Miłoszs religiöse Dichtung der letzten Lebensphase. Mit dem Aspekt des Widerstreits von Glauben und Zweifeln, der seine späten Gedichtbände durchzieht, befassen sich sowohl Fiut als auch Bernacki. Wierzbicki, dessen ausgeprägt religionsphilosophische Gedankengänge und Rhetorik die Perspektive des geistlichen Philosophen durchscheinen lassen, stellt Miłoszs *Traktat teologiczny* sowie den *Tryptyk rzymski* von Johannes Paul II. als Beispiele einer vorbildhaften religiösen Literatur heraus. Seine im Ganzen überschwängliche Würdigung der Werke in Abgrenzung zu den aus seiner Sicht negativen Tendenzen der literarischen Moderne und Postmoderne wirkt jedoch teilweise unausgewogen.

Den Reigen der „(Re)lektüren polnischer Poesie“ – wie der zweite Block übertitelt ist – eröffnet Jekutschs interessanter Beitrag zu Maria Konopnickas Gedichtband *Italia*. J. konstatiert eine sich in der literarischen Moderne wandelnde Auffassung von Glauben und Kirche. Konopnickas Lyrik manifestiere eine freiere Religiosität, die das Göttliche in der Kunst und Natur und nicht mehr in der kirchlichen Autorität erfahre. Zbigniew Chojnowski stellt anhand ausgewählter Textbeispiele das Werk Witold Wirpszas vor, das sich durch Wortkunst und das Prinzip der religiösen Chiffrierung auszeichne und Wirpsza selbst zufolge ein Gegenmodell zu der von Adam Mickiewicz und Miłosz vertretenen Linie der religiösen Dichtung bilde. Die Kategorie des „Sacrum“, das als Begrifflichkeit für das Heilige in der Literatur von Stefan Sawicki in die polnische literaturwissenschaftliche Diskussion eingeführt worden ist, wird ebenfalls in mehreren Beiträgen aufgegriffen. Der informative Aufsatz von Danuta Künstler-Langner bietet einen Überblick über das Sacrum in der polnischen Dichtung des 20. Jh. Piotr Michałowski untersucht das Sacrum in Tadeusz Nowaks Gedichtzyklus *Psalmi*, in dem das Dorf zu einem sakralen Raum erhoben wird, sich aber letztlich als verlorenes Paradies entpuppe. Wojciech Kudya wiederum versucht das theoretische Handwerkzeug zur Erforschung des Sacrum zu erweitern und das Blickfeld für neue Interpretationsansätze zu öffnen. Hierzu bedient er

¹ ANDRZEJ SULIKOWSKI (Hrsg.): *Pytania o wiarę. Religia i Kościół w literaturze polskiej*, Szczecin 2008.

sich postkolonialer Denkansätze und bindet, als Alternative zu den bisherigen religiösen Interpretationen, die Termini „Alterität“, „Fremdheit“ und „Unterdrückung“ in seine Relektüre des Gedichts *Écorché* von Janusz Stanisław Pasierb ein. Alicja Mazan-Mazurkiewicz greift das Problem der negativen Etikettierung religiöser Dichtung auf. Am Beispiel des Ordenspriesters Andrzej Madej weist sie darauf hin, dass derartige Literatur trotz aller Schwächen ihre Berechtigung besitze, da sie die Bedürfnisse der Leserschaft erfülle und keineswegs den Anspruch hege, als große Kunst anerkannt zu werden. Gerard Guźlak untersucht das Motiv der Auferstehung in der polnischen – und am Rande auch in der deutschen – Lyrik des 19. und 20. Jh. Den Themenblock zur Lyrik rundet Przemysław Chojnowski mit einem Beitrag zur deutsch-polnischen Rezeptionsgeschichte der von Karl Dedecius herausgegebenen Anthologie *Glaube, Hoffnung, Liebe* ab. Er analysiert die Übersetzungsleistung und das inhaltliche Spektrum dieser Lyriksammlung.

Es folgt ein kürzerer Block zur neueren Prosa, die als gemeinsamen Nenner die Darstellung eines metaphysischen Erkenntnisprozesses aufweist. So konzentriert sich Michael Düring auf das religiöse Substrat in Tadeusz Konwickis Roman *Mala Apokalipsa*, einem der herausragenden Werke der Gierek-Ära, wodurch er die Vielschichtigkeit dieses gegen den Totalitarismus gerichteten Textes in Erinnerung ruft. D. arbeitet die Sündhaftigkeit des Menschen als ein zentrales Thema sowie die intertextuellen Bezüge zur Passionsgeschichte als strukturbildendes Gerüst der Gesellschaftssatire heraus und deutet die vom Ich-Erzähler erlebte private Apokalypse als Offenbarung, dass Gott nicht den Menschen, sondern der Mensch Gott erschaffen habe. Das Wesen Gottes bildet auch den Kern von Dörte Lütvoigts Ausführungen zu Olga Tokarczüks Roman *Prawiek i inne czasy*, dessen Bedeutungsebene sie im Prozess der Selbst- und Gotteserkenntnis sieht. Anschaulich erläutert sie den Zusammenhang zwischen den diversen Textebenen dieses exzeptionellen Werkes und extrahiert das in ihm enthaltene Gottesbild im Kontext seiner intertextuellen und geistesgeschichtlichen Bezüge. Den Ausgangspunkt von Jerzy Jarzębskis Überlegungen zum Glaubensproblem in der polnischen Literatur des 21. Jh. bildet eine Gruppe von Prosawerken, die er als „Literatur der Angst vor der Leere“ (S. 241) bezeichnet. Unter ihnen würde insbesondere die Prosa Jerzy Sosnowskis hervorstechen, da die dort beschriebene Sinnlosigkeit des Seins nicht zu einem fatalistischen Weltmodell, sondern einer Auseinandersetzung mit dem Glauben führe.

Der letzte thematische Block fokussiert stärker soziokulturelle Fragestellungen. Aleksander Głowczewski beschäftigt sich mit dem Wesen der geistlichen Autobiografie. Die Popularität dieser Literaturgattung erklärt er damit, dass sie sowohl dem Autor als auch dem Leser Orientierung und einen Raum der Zeugenschaft bei der Suche nach der göttlichen Wahrheit anbiete. Sulikowski erzählt die Geschichte der katholischen Wochenzeitung *Tygodnik Powszechny*, die zusammen mit dem Verlag Znak stets eine ganze Riege führender polnischer Intellektueller um sich versammelt habe und ein Gegengewicht zu den kommunistischen Organen habe bilden wollen, wodurch sie das Geistesleben in Polen entscheidend geprägt hätten. Ewa Skorupa thematisiert die Unterdrückung nationalreligiöser polnischer Symbole im preußischen Teilungsgebiet an der Wende des 19. zum 20. Jh. Ihr Beitrag bringt die Bedeutung des Glaubens für die nationale Kultur der Polen erfreulicherweise noch einmal auf den Punkt, wenn auch eine Einordnung der Thematik in den soziokulturellen Kontext bereits in der Einleitung wünschenswert gewesen wäre.

Obwohl die Beiträge ihren Schwerpunkt vielfach auf die Texte von Miłosz legen, bietet der Band doch einen facettenreichen Einblick in das Verhältnis von Religion und Kirche und das polnische Geistesleben. Das breite zeitliche Spektrum sowie die thematische Vielfalt, die sowohl kanonische als auch weniger bekannte Texte geistlicher und weltlicher Autoren umfasst, ergeben ein differenziertes Bild der polnischen Religiosität. Darüber hinaus bietet der Band dem Literaturwissenschaftler interessante Impulse für den Umgang mit religiöser Literatur sowie für dessen Bewertung. Insgesamt dürfte die Publikation eine breite, fächerübergreifende deutsch-polnische Leserschaft ansprechen.

Gießen

Anja Golebiowski

Mobilität und regionale Vernetzung zwischen Oder und Memel. Eine europäische Landschaft neu zusammensetzen. Hrsg. von Olga Kurilo. BWV-Berliner Wiss.-Verlag. Berlin 2011. 225 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-8305-1891-4. (€ 29,-.)

Eine europäische Landschaft neu zusammensetzen – so lautet der programmatische Untertitel eines schmalen Tagungsbandes, der im Rahmen des von den drei Universitäten Frankfurt (Oder), Thorn und Königsberg initiierten Trialog-Projekts von der Frankfurter Historikerin Olga Kurilo zeitnah zur Tagung herausgegeben wurde. Trug die im November 2010 in Frankfurt veranstaltete Tagung noch im Untertitel die Namen der ausrichtenden Institutionen mit dem etwas banalen Zusatz „und ihre Regionen im Wandel der Zeit“, so wurde nun eine Formulierung des Einleitungsvortrags von Karl Schlögel aufgenommen. Sie ist mit dem Gedanken an eine sich immer wieder konstituierende (Groß-)Region im Sinne eines *mental mapping* verbunden und verspricht interessante Zugänge. Naturgemäß kann ein Sammelband nur verschiedene Facetten beleuchten. Wichtige Aspekte – wie etwa diejenigen von Hansebeziehungen, Pilgerwegen und Migrationsbewegungen – fehlen, wie die Hrsg. auch unumwunden zugibt. Allerdings lassen weitere Jahrestagungen des auf drei Jahre angelegten Projekts Trialog (2011 zu Grenzen und ihrer Überwindung sowie 2012 zu Problemen des historischen Gedächtnisses) ein Schließen von Lücken erhoffen.

Der Band spiegelt im Wesentlichen die Tagungsstruktur wider und verschriftlicht teils recht kurze und thematisch sehr weit auseinanderliegende Einzelvorträge unter weitgefassten Oberbegriffen von „Mobilität und Wirtschaft“, „Kommunikation und Vernetzung“, „Tourismus als internationales Phänomen“ sowie „Architektur und Kulturerbe“. Ausgestattet mit 39 Abbildungen, drei Diagrammen und immerhin einem Namens- und Ortsregister vermisst man höchstens noch eine Überblickskarte, wird aber im Beitrag von Jan Muekamp über die Königlich Preussische Ostbahn eigentlich über die sich im 19. Jh. verstärkte entwickelnde Vernetzung der europäischen Metropolen ausreichend entschädigt und visuell informiert. An diesem Beispiel lassen sich Begriffe wie „Mobilität und regionale Vernetzung“ ganz unverkrampft und überzeugend umsetzen, gerade auch mit ihren gewaltsamen Unterbrechungen des 20. Jh. Konnte man für die Zeit des Baues Mitte des 19. Jh. von einer Verdichtung des Raumes sprechen, so macht die Ostbahn deutlich, dass auch eine umgekehrte Entwicklung möglich ist: Die Strecke Berlin-Königsberg wurde 1939 in sechseinhalb Stunden zurückgelegt – heute sind es sechzehn. Gefördert hatte dies einst auch den Tourismus in Ost- und Westpreußen, wie die Hrsg. und Projektleiterin anhand ihres Forschungsprojekts über die Ostseebäder zeigt. Zwar nahmen die Seebäder zahlenmäßig zunächst einen geringen Anteil an den Erholungsorten insgesamt ein, jedoch erlangten sie – wie zum Beispiel Soppot, Cranz und vor allem die Kurische Nehrung mit der Künstlerkolonie in Nidden – auch im (westlichen) Ausland ein besonderes Ansehen. Mit der räumlichen Mobilität einher geht auch die soziale Mobilität, die gerade im Tourismus aufgezeigt werden kann. Freizeit und Erholung sind nicht mehr nur dem Adel und den Eliten vorbehalten, sondern werden auch anderen gesellschaftlichen Schichten ermöglicht.

Die Mehrzahl der insgesamt 14 Artikel behandeln Mobilität und Vernetzung anhand von Beziehungen – wie z.B. die Beziehungen der drei Universitäten seit dem 16. Jh., ökonomische Zusammenarbeit der Bürger im spätmittelalterlichen Thorn, Ostpreußen als (wirtschaftliche) Brückenlandschaft zwischen Russland und Europa sowie Eindrücke von Reisenden. Neuere Ansätze etwa der Konsumgeschichte verfolgt Dorota Lewandowska, die versucht, eine gemeinsame Geschmackskultur der Region über die Verbreitung des Champagners herauszuarbeiten. So konnte sich hier im Gegensatz zu England besonders das Haus Clicquot durchsetzen. Paul Zalewski schildert eindrücklich die kulturellen Beziehungen Thorns anhand seiner – heute noch zum Großteil erhaltenen – spätmittelalterlichen Bauwerke, die nicht nur auf einen einzigen Bauherrn zurückgehen, sondern in denen sich bestimmte, überregional vernetzte Gruppen repräsentieren. Das ethnisch gemischte Bürgertum investierte in bemerkenswert viele Monumentalbauten, die sich durch Formenvielfalt und Stilpluralismus auszeichnen.

Nicht zuletzt zeigt der Band die positive Mobilität und Vernetzung der Wissenschaft auf, die grenzüberschreitend „Neue Wege in alten Räumen“ (so der Titel des Trialog-Projekts) begeht. Die Leistung der Hrsg., mit drei unterschiedlichen Wissenschaftskulturen zu arbeiten und für den deutschen Leser zu adaptieren, ist zu honorieren. Diese zeigen sich etwa in der immer problematischen verschiedensprachigen Namengebung und den unterschiedlichen wissenschaftlichen Begrifflichkeiten. Sie darf im Großen und Ganzen als gelungen bezeichnet werden, auch wenn kleinere Unschärfen zu monieren sind, etwa wenn Danzig als „eine der großen baltischen Hauptstädte“ (S. 194) bezeichnet wird.

St. Gallen

Karen Lambrecht

Martin Schulze Wessel: Revolution und religiöser Dissens. Der römisch-katholische und russisch-orthodoxe Klerus als Träger religiösen Wandels in den böhmischen Ländern bzw. in Russland 1848-1922. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 132.) Oldenbourg. München 2011. 343 S. ISBN 978-3-486-70662-8. (€ 50,-)

At first glance, the Orthodox Church in Russia and the Roman Catholic Church in the Czech lands seem odd subjects for historical comparison. It appears that the two institutions, as well as their cultural, theological and political environments, differed so radically as to preclude fruitful analysis. Yet Martin Schulze Wessel keys us into intriguing similarities: before World War I, both churches featured substantial reform movements. During the 1920s, both suffered schisms after the decidedly anti-clerical revolutions of 1917 and 1918. And in both places significant secularisation took place (in all its three meanings) before and after the 1917/18 revolutions. Rather than an unlikely comparison, readers discover a fascinating and mind-expanding realm of historical analysis.

The book divides into six chapters (besides introduction and conclusion): first an essay on church-state relations in the Habsburg and Romanov lands, then four chapters comparing various aspects of these relations (for example nationalisation of the liturgy, memory and religion, ethnicisation of religious conflict) in two revolutionary periods (1848 in the Czech lands and 1905 in Russia; 1918 in the Czech lands and 1917 in Russia). The final chapter discusses opinion polls (taken in 1918 and 1905) as indicators and factors of religious change.

In Russia as well as the Czech lands, reform clergy favoured changes that would connect the priests more closely to modern secular society, in lifestyle, dress, attitude and behaviour. In both cases reform priests thus sought to grow closer to lay believers and appear less as mediators between God and man; sacramental life was less important than ethical teaching. As part of their more secular identities, clergymen wanted increased rights of participation vis-à-vis the episcopate, and they wanted a relaxation of celibacy.

In the Czech lands, Catholics were German and Czech, yet Catholic priests were taken disproportionately from the Czech population. Sch. W. sketches their predicament: symbols most dear to the Czech national movement – like the Hus cult – were unacceptable to them, indeed heretical. Perhaps partly for that reason, the Czech reform clergy seems to have been relatively small, a self-selected group united by common sensitivities.

There are broader questions about experienced religiosity that complicate generalisations about priestly reformers, and Sch. W. appropriately sensitises us to the difficulties of correlating “Catholic modern” with expectations we have of modernity more generally. For example, liturgical reform was supposed to achieve a heightened emotional experience of religion while we today associate modernity with reason. In the German case, Lucia Scherzberg and others have shown how emotionally experienced communal religiosity led some reformers deeply into “irrational” organic nationalism, indeed racism.

In Russia we see similar demands among reform clergy, for example for increased participation and relaxation of celibacy. After the October Revolution, the Bolsheviks attempted to exploit these sentiments to help drive a wedge in a hostile institution. Yet there were also differences to the Czech case. Even if, as we know from the recent work of Victoria

Frede¹, atheism was almost a group trait among the Russian intelligentsia, Russia failed to produce the coherent anti-clericalism that so bedevilled Catholicism in Bohemia. One might say more generally that the gap separating (mostly non-believing) educated society from the (mostly believing) common people was much larger in Russia. One further difference concerned the vernacular liturgy, which formed a central concern of reformers in the Czech lands but not in Russia. Perhaps Church Slavonic did not seem as alienating as Latin. By contrast, the Czech reformers “used the translation of the liturgy as the vehicle for [...] founding a new church”. (p. 213) At this point one wonders about the differing national movements that challenged the churches in each place. Was Russian official nationalism really comparable to the bottom-up Czech national movement?

If the two churches faced differing kinds of national movements before the war, afterwards they functioned in two different states, one totalitarian and socialist, the other liberal, no matter how anti-clerical its founders. The former visited violence upon clerical persons while the latter abused religious symbols (most dramatically in knocking over the Marian column in the old town square in Prague). Much in contrast to Russia, where holy objects were confiscated, the interior spaces of Czech churches were not tampered with.

The reform movements appear to have had strong arguments, but the splinter churches they produced in the 1920s proved relatively marginal. The immediate events triggering schism differed in each case: in Russia it was the willingness of priestly reformers to sacrifice church bells and other valuables to state campaigns against hunger that precipitated the split; in the Czech lands it was defiantly public wedding ceremonies of priests and the use of the vernacular during mass. By the late 1920s the overall number of adherents of the new church movements was a bit more than five percent across the Czech lands, and, despite the favour of the socialist state, about 16 percent in Russia (and this “living church” disappeared completely after World War II). How does one explain this weakness? Perhaps emphasis on the secular, lay quality of the priesthood robbed this group of its sense of charisma. In the Russian case, the hierarchy easily fended off the challenge of the “living church”, by simply reasserting its authority, a quantum that had survived the challenge.

But why did a church using the vernacular not enthrone more Czechs? Perhaps the Czechs indeed found their religion in the nation, (Tomáš Garrigue Masaryk said the Czech question was a religious question, p. 119), and therefore the Catholic Church could serve as a quaint background, like the baroque churches that dot the Bohemian countryside, relevant for a few moments of passage in one’s life, but otherwise so harmless that one did not have to bother officially leaving it: stepping out of the church produced no material gain.

In both cases, secularisation has proceeded apace over the intervening decades. Did the two churches, and their openness or resistance to reform, matter for that process? Lenin treated Orthodoxy with contempt; it represented not a coherent system of teachings and beliefs, but a prejudice held by the unenlightened. In fact, with increasing literacy its influence has steadily declined.

Beyond presenting us with an exemplary comparative history, Sch. W. challenges us to wonder about the universality of modernising forces that place pressure upon religion and transcend the divide between capitalism and socialism. Do other Christian churches – indeed, other religions – experience similar tendencies to “reform”, with the priestly caste wanting to grow closer to secular society? How and why do the religious institutions defend themselves, and in a series of complex maneuvers, as Brian Porter-Szűcs has recently

¹ VICTORIA FREDE: *Doubt, Atheism, and the Nineteenth-Century Russian Intelligentsia*, Madison/WI et al. 2011.

shown in a masterful study of Polish Catholicism², successfully adapt to modernity? Why do some fail?

Berkeley

John Connelly

² BRIAN PORTER-SZÜCS: Faith and Fatherland. Catholicism, Modernity, and Poland, Oxford et al. 2011.

Michal Frankl: „Prag ist nunmehr antisemitisch“. Tschechischer Antisemitismus am Ende des 19. Jahrhunderts. (Studien zum Antisemitismus in Europa, Bd. 1.) Metropol. Berlin 2011. 334 S., Ill. ISBN 978-3-86331-019-6. (€ 24,-)

Die bereits 2007 veröffentlichte Dissertation¹ von Michal Frankl kann als Pionierstudie über den tschechischen Antisemitismus Ende des 19. Jh. bezeichnet werden. Nun liegt die Arbeit des Prager Historikers, der zurzeit die Abteilung für Geschichte der Shoah im Jüdischen Museum in Prag leitet, auch in deutscher Übersetzung vor. Sie zeugt von dem im deutschsprachigen Raum verstärkten Interesse an der Erforschung des Antisemitismus in Ostmitteleuropa, insbesondere vor dem Ersten Weltkrieg.²

In seiner Studie beschäftigt sich F. mit den verschiedenen Ausprägungen des modernen Antisemitismus unter der tschechischsprachigen Bevölkerung in den böhmischen Ländern. Während in der Forschung bisher hauptsächlich die antisemitischen Ausschreitungen in den letzten Jahren des 19. Jh. im Mittelpunkt standen, widmet sich F. nun als Erster der Frage nach der Formierung und Popularisierung antisemitischer Bewegungen und Diskurse seit dem Beginn der 1880er Jahre. Der Untersuchungszeitraum umfasst somit die Periode von der Gründung der Antisemitenliga in Berlin (1879) bis zur Eskalation im Zuge der Ritualmordanschuldigungen in der Hilsner-Affäre (1899-1900), die einen ersten Höhepunkt des Antisemitismus darstellte, der mit anderen antisemitischen Wellen am Ende und kurz nach dem Ersten Weltkrieg sowie nach dem Münchener Abkommen (1938) verglichen werden kann.

Die Untersuchung stützt sich auf eine umfangreiche Analyse der tschechischsprachigen Publizistik und Presse (über hundert Zeitungen und Zeitschriften) sowie auf Archivquellen, insbesondere auf Präsidialakten der böhmischen und mährischen Statthalterei und Polizeiberichte, in denen die Reaktionen der Behörden auf antijüdische Ausschreitungen und antisemitische Propaganda verzeichnet wurden.

Die Arbeit ist thematisch gegliedert, doch spiegeln die einzelnen Kapitel auch die verschiedenen Phasen in der Entwicklung antisemitischer Tendenzen in den böhmischen Ländern wider. In jedem Kapitel widmet sich der Autor einem bestimmten Problemkomplex: der Bedeutung von antisemitischer Propaganda im tschechisch-deutschen Nationalitätenkonflikt (Kapitel 2), den Auswirkungen antiliberaler Ideologien (3), dem katholischen Antisemitismus (4), dem Antisemitismus in der Kommunalpolitik (5), der antisozialistischen Propaganda (6), den antijüdischen Ausschreitungen (7) und den Ritualmordbeschuldigungen (8).

¹ MICHAL FRANKL: „Emancipace od židů“. Český antisemitismus na konci 19. století [„Emanzipation von den Juden“]. Der tschechische Antisemitismus am Ende des 19. Jh., Praha 2007.

² Vgl. die laufenden Arbeiten des Forschungskollegs Antisemitismus in Europa (1879-1914) am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, u.a. die zuletzt dort eingereichte und nun veröffentlichte Dissertation von TIM BUCHEN: Antisemitismus in Galizien. Agitation, Gewalt und Politik gegen Juden in der Habsburgermonarchie um 1900, Berlin 2012.

F. betont die Unhaltbarkeit der besonders in der tschechischen Historiografie oft vorgebrachten These, dass der Antisemitismus in den böhmischen Ländern ein Resultat des deutsch-tschechischen nationalen Antagonismus gewesen sei. Dieser Argumentation zufolge sei der Antisemitismus unter der tschechischen Bevölkerung nur deshalb entstanden, weil sich die Mehrheit der Juden an die deutsche Kultur assimiliert und sich so zum Gegner der tschechischen Nation erklärt habe; eine Assimilation der Juden an die tschechische Kultur hätte jedoch antisemitische Haltungen auf tschechischer Seite verhindern können. F. wendet dagegen ein, dass die Identifikation der Juden mit der deutschen Kultur keineswegs eine feindselige Haltung gegenüber den Tschechen mit sich bringen musste. Außerdem waren Alt- und Jungtschechen sowie verschiedene tschechisch-jüdische Initiativen zunächst bemüht, die Juden in das Konzept einer tschechischen Nation zu integrieren. Antisemitische Tendenzen verstärkten sich jedoch gerade dann, als ein Teil der Juden begann, sich stärker an die tschechische Gesellschaft anzupassen.

F. distanziert sich außerdem von verharmlosenden Behauptungen, denen zufolge die tschechische Gesellschaft einen weniger gefährlichen und (bloß) nichtrassistischen Antisemitismus entwickelt habe, der sich von den anderen Antisemitismen in Westeuropa erheblich unterschied. Seine Diskursanalyse offenbart nämlich, dass sich zwar viele antisemitische Akteure selbst nicht als Rassisten bezeichneten und den Vorwurf des Rassismus scharf zurückwiesen, jedoch gleichzeitig durchaus rassistische Argumente vorbrachten und Juden aufgrund ihrer ethnischen Andersartigkeit zunehmend aus der Gesellschaft ausgrenzten. Der Autor versucht außerdem immer wieder aufzuzeigen, dass es in Europa keinen tschechischen Sonderweg gab. Es gelingt ihm, den tschechischen Antisemitismus in den gesamteuropäischen Kontext einzuordnen und auf parallele Entwicklungen und Verflechtungen von tschechischen und anderen europäischen antisemitischen Bewegungen hinzuweisen. So analysiert er z.B. die Rezeption antisemitischer Klassiker von Édouard Drumont oder August Rohling, er verdeutlicht ideologische Verbindungen zwischen Richard Wagner und Jan Neruda oder Heinrich von Treitschke und František Schwarz, er untersucht die Auswirkungen der Pogrome im Russischen Reich auf die böhmischen Länder und zieht Parallelen zwischen der Dreyfus-Affäre in Paris und der Hilsner-Affäre in Prag.

F. veranschaulicht an zahlreichen Beispielen, wie schnell die anfängliche Befürwortung der Tschechen nach einer Assimilation der Juden in einen radikalen Antisemitismus umschlagen konnte, der gegen die tschechisch-jüdische Bewegung vorging und die Juden rigoros aus der Gesellschaft ausschloss. Dies hatte vor allem mit dem Erstarken des radikalen ethnozentrischen Nationalismus zu tun, der neben dem deutschen äußeren Feind nun auch einen jüdischen inneren Feind als Bedrohung für die Einheit der tschechischen Nation wahrnahm. Gleichzeitig förderte die Popularisierung antiliberaler Wirtschafts- und Gesellschaftskonzeptionen antisemitische Haltungen, in denen die Juden als Hindernis eines wirtschaftlichen Aufstiegs der tschechischen Nation angesehen wurden. Der extreme tschechische Antisemitismus, der ab der Mitte der 1880er Jahre offen rassistische Argumente vorbrachte, stand mit anderen europäischen Bewegungen – wie etwa mit den Wiener Antisemiten – in engem Kontakt. So konnte es zum Schulterschluss zwischen deutschen und tschechischen Antisemiten kommen, die den „künstlichen“ deutsch-tschechischen Nationalitätenkampf als jüdische Intrige entlarvten und einen internationalen Antisemitismus als Alternative zur nationalen Politik der Alt- und Jungtschechen anstrebten.

Das Aufleben eines katholischen Antisemitismus in den böhmischen Ländern sieht F. als Reaktion der Kirche auf die zunehmende Bedrohung durch Modernisierungs- und Säkularisierungstendenzen. Antisemitische Stereotype von der „jüdischen Weltverschwörung“ und vom „Judentum als neuzeitliche Sklaverei“ standen in einer Reihe mit anderen antiliberalen, antiprotestantischen, antiatheistischen und antisozialistischen Feindbildern und dienten vor allem zur Verteidigung des in Frage gestellten katholischen Weltbildes. Der politische Katholizismus, der sich ab den 1890er Jahren in Böhmen durch die Formierung katholisch-nationaler und christlich-sozialer Parteien herausbildete, konnte dabei an bereits etablierte traditionelle antijüdische Stereotype anknüpfen. Auch wenn ein biolo-

gisch-rassistisch begründeter Antisemitismus mit der Lehre vom gemeinsamen Ursprung der Menschheit grundsätzlich unvereinbar war, diskutierte man auf katholischer Seite dennoch die Frage, ob die Jahrhunderte lang durch den Talmud „kulturell entfremdeten“ Juden überhaupt ohne weiteres durch Konversion wieder in die christliche Gesellschaft integriert werden könnten.

F. illustriert weiterhin, welchen Einfluss die Wahlreformen und die Ausdifferenzierung des Parteiensystems auf die Entwicklung des Antisemitismus hatten. Er zeigt, dass der Antisemitismus in den 1880er Jahren zunächst in der Kommunalpolitik an Einfluss gewann, sich in der zweiten Hälfte der 1890er Jahre und insbesondere im Zuge der Reichsratswahlen von 1897 dann auch auf die Landespolitik ausweitete. Das Erstarken der Sozialdemokratie führte nun zu einer Homogenisierung ideologisch verschiedener Lager von den Nationalisten bis hin zu den Christlich-Sozialen, die allesamt den Antisemitismus als gemeinsamen „kulturellen Code“ nutzten, um die Sozialdemokratie zu bekämpfen.

Im letzten Teil der Arbeit widmet sich F. antijüdischen Ausschreitungen und Ritualmordbeschuldigungen. Auch wenn es nach der rechtlichen Emanzipation der Juden (1867) in den böhmischen Ländern lange Zeit keine größeren Ausschreitungen gab, kann der Vf. zeigen, dass auf kommunaler Ebene die Feindseligkeiten nicht abrissen. Eine erste Welle antijüdischer Gewalt erfolgte als Reaktion auf die Pogrome im Russischen Reich. Schließlich war es aber die Intensivierung der antisemitischen Propaganda, welche der antijüdischen Gewalt den Boden bereitete und diese legitimierte. Antisemitismus war eines der Motive bei den Dezemberunruhen in Prag (1897), in denen sich die Entrüstung über den Sturz der Regierung Badeni und die Befürchtung, die Sprachenverordnungen könnten aufgehoben werden, in Ausschreitungen gegenüber Deutschen, Sozialisten und auch Juden Luft machte. F. zeigt auch im Fall von Ritualmordbeschuldigungen, dass die Presse nicht nur ein Spiegelbild der in der Gesellschaft bereits tief verankerten antisemitischen Haltungen darstellte, sondern auch selbst als Katalysator für Antisemitismus fungierte. Die Tatsache, dass irrationale und absurde Anschuldigungen in der Öffentlichkeit auf eine solche große Aufmerksamkeit stießen, zeigt, wie sehr auch der moderne Antisemitismus auf traditionelle Juden-Stereotype rekurrierte und diese politisch instrumentalisierte.

F. schließt mit seiner detaillierten, klar strukturierten und sehr anschaulichen Studie eine wesentliche Lücke in der Antisemitismusforschung und leistet einen wertvollen Beitrag zur Neubewertung des Antisemitismus in den böhmischen Ländern. Es ist daher höchst erfreulich, dass diese Forschungsergebnisse in einer sehr ansprechenden Übersetzung nun auch einem breiteren Forscher- und Leserkreis zugänglich sind. Die Schwerpunktlegung auf den Medien- und Parteiendiskurs ergänzt bisherige politik- und sozialgeschichtlich orientierte Untersuchungen und liefert neue Erkenntnisse zur Frage nach den Beweggründen und Entstehungsmechanismen antisemitischer Propaganda. Überaus gut gelungen ist die breite Einordnung in den europäischen Kontext und die Herausarbeitung überregionaler und internationaler Verflechtungen. Ein systematischer Vergleich mit antisemitischen Orientierungen in der deutschböhmischen Bevölkerung, der von F. hier bewusst ausgeklammert wurde, könnte sich sicherlich als fruchtbar für weiterführende Forschungen zu diesem Thema erweisen.

Passau

Burkhard Wöllner

Valentina von Tulechov: Tomas Garrigue Masaryk. Sein kritischer Realismus in Auswirkung auf sein Demokratie- und Europaverständnis. V & R Unipress. Göttingen 2011. 194 S., Ill. ISBN 978-3-89971-802-7. (€ 37,90.)

Tomáš Garrigue Masaryk (1850-1937) gehört als Politiker und erster Staatspräsident zu den maßgeblichen Protagonisten der tschechischen Nationalbewegung an der Wende vom 19. zum 20. Jh. und der tschechoslowakischen Republik der Zwischenkriegszeit. Parallel zu seiner politischen führte Masaryk, der in Umfragen bis heute als eine der wichtigsten tschechischen Persönlichkeiten genannt wird, auch seine wissenschaftliche Karriere

als Philosoph fort. 1876 promoviert und zwei Jahre später habilitiert, wirkte er ab 1879 als Dozent in Wien, später als außerordentlicher (1882) und ordentlicher (1897) Professor in Prag. Die Verbindung seines philosophischen Denkens und politischen Handelns im Programm des „kritischen Realismus“ wird bereits an den Bezeichnungen der Bewegungen und Parteien deutlich, in denen er sich engagierte: 1887 gründete er eine Gruppe „Die Realisten“, 1900 die Realistische Partei (eigentlich: Tschechische realistische Volkspartei, später Tschechische Fortschrittspartei). Die vom Rechts- und Sozialphilosophen Norbert Brieskorn betreute Studie von Valentina von Tulechov, die 2010 als Dissertation an der Hochschule für Philosophie München angenommen wurde, spürt diesen Verbindungslinien nach.

Die Rezeption von Masaryk oszilliert bis heute zwischen Bewunderung und Ablehnung.¹ Die Vf. nimmt vor diesem Hintergrund eine kritische Analyse von dessen philosophischem Gesamtwerk vor und fragt auch nach Anwendungsmöglichkeiten auf gegenwärtige politische Problemlagen. Die Untersuchung gliedert sich in drei Abschnitte. Das erste Kapitel widmet sich knapp den biografischen Stationen über die Schul- und Studienzeit in Brünn (Brno), Wien und Leipzig, dem wissenschaftlichen und politischen Wirken in der Zeit um die Jahrhundertwende, den verschiedenen Exilstationen während des Ersten Weltkriegs und den Jahren als Staatspräsident von 1918 bis 1937. Es liegt in der Natur eines solchen Abrisses, dass wichtige Punkte nur cursorisch gestreift werden können. Gleichwohl wirkt manche Wertung und Zuschreibung recht romantisierend und affirmativ, etwa die Einschätzung bezüglich der Ernennung Masaryks zum Präsidenten: „Nun hatte er aufgehört, Privatmensch zu sein, er gehörte fortan seinem Volk und der freien Republik“ (S. 36).

Der folgende Abschnitt beleuchtet als erstes Hauptkapitel den „kritischen Realismus als philosophische Position“. T. untersucht hier wissenschaftstheoretische Einordnungen, ideengeschichtliche Querverbindungen und realhistorische Bezüge. Der Empirismus eines David Hume, der Rationalismus eines René Descartes, der Kritizismus eines Immanuel Kant oder der Psychologismus eines Franz Brentano waren Denkströmungen, mit denen sich Masaryk in seinem umfangreichen philosophischen Werk – die Bibliografie im Anhang verzeichnet fast 30 Arbeiten unterschiedlichen Zuschnitts, auf die sich die Vf. bezieht – intensiv und kritisch auseinandersetzte. Keine dieser Denkströmungen übernahm er komplett in seine philosophischen Überlegungen, sondern akzeptierte verschiedene Erkenntnisquellen für sich. Einen zentralen Punkt nimmt dabei die „ordnungsgemäße [...] Organisation von Wissen bzw. Wissenschaft“ (S. 87) ein, um zu sicherer Erkenntnis zu gelangen – „Wissenschaft“ erscheint als „logische Konstruktion“ (S. 93). Die Erkenntnistheorie wird somit für Masaryk zur Grundlage aller Wissenschaft, deren oberstes Ziel in der „Klarheit und Genauigkeit im Erfassen der einzelnen Dinge“ liege (S. 103). Diese Fokussierung auf Einzelprobleme und individuelle Fragen äußerte sich beispielsweise im Demokratieverständnis von Masaryk, wonach „durch Bildung eine erwachsene und verantwortungsvolle Einstellung bei den Bürgern zu erreichen“ sei (S. 104).

Diese konkreten, praktischen Umsetzungen philosophischen Denkens werden im zweiten Hauptkapitel der Arbeit genauer untersucht, darunter Masaryks soziologische Werke zum Phänomen des Selbstmords und zur sozialen Frage sowie sein Humanismusbegriff. Das Konzept der „Nation“ fasste Masaryk, so die Vf., als eine anthropologische, nicht als eine politische Kategorie auf. Nationen erschienen als „natürliche [...] Organe der Menschheit“ (S. 143). Der Staat fungiere demgegenüber nur als administrative Klammer. Den Ausgangspunkt dieser Überlegungen stellte die „tschechische Frage“ als Widerstreit von

¹ Vgl. die Rezension des vorliegenden Werkes von EVA HAHN in: H-Soz-u-Kult vom 30.08.2011, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-3-120> (27.12.2012).

Reformation und Gegenreformation dar. Die enge Verbindung von Religion und Ethik mit dem Nationsbegriff spiegelt sich auch in Masaryks Demokratiemodell wider, das als ein gleichsam „spirituelles Programm“ (S. 157), als „ethisches Ideal“ (S. 158) erscheint und auf Säulen wie Gleichheit aller Menschen und (christlicher) Nächstenliebe beruht – eine Konzeption, deren Umsetzung sich Masaryk auch für ein zukünftiges Europa wünschte. Er erweist sich wiederholt als Eklektiker, der Teilaspekte verschiedener Denkströmungen übernimmt und diese vor allem in Hinsicht auf ihre praktische Lösungstauglichkeit von konkreten Problemen in seine wenig systematischen Überlegungen einbaute (S. 111). Und gerade diese Verbindung von „wissenschaftliche[r] Neugierde und politische[r] Tatkraft“ (S. 183) ist es, die die Vf. abschließend als ein mögliches Vorbild für den Umgang mit gegenwärtigen Problemstellungen herausstellt.

Die Studie bietet im Ganzen aus ideengeschichtlicher Perspektive viele interessante Beobachtungen und zeigt die Grundlagen von Masaryks „kritischem Realismus“ deutlich auf. Sehr holzschnittartig geraten demgegenüber die wenigen realhistorischen Exkurse. Zumindest genannt seien zudem einige editorische Nachlässigkeiten. Der Umgang mit den tschechischen Sonderzeichen ist uneinheitlich. Der Vorname „Tomáš“ wird durchgängig „Tomas“ geschrieben, Edvard Beneš stellenweise mit (z.B. S. 29), stellenweise ohne Háček. Bei englischsprachigen Zitaten erscheint häufig eine deutschsprachige Übersetzung (z.B. S. 46), ohne dass klar wird, aus wessen Feder diese stammt; an anderen Stellen wird die Übersetzung auch weggelassen (z.B. S. 50). Auch ein französischsprachiges Zitat bleibt im Original stehen (S. 119). Ebenfalls uneinheitlich ist der Satz der Zitate, die mal abgesetzt (z.B. S. 54), mal im Fließtext (z.B. S. 63) stehen; das zur Unterscheidung eigentlich übliche Kriterium der Länge des Zitats scheint dabei keine Rolle zu spielen, die Anordnung vielmehr willkürlich zu erfolgen (S. 114). Fußnoten werden teilweise erst drei Seiten nach ihrer Nennung im Fließtext aufgeführt (S. 167, 170).

Den positiven inhaltlichen Gesamteindruck vermögen diese kritischen Anmerkungen freilich nicht zu trüben.

Chemnitz

Martin Munke

Peter Drews: Die tschechische Rezeption deutscher Belletristik 1900-1945. (Slawistische Beiträge, Bd. 480.) Sagner. München – Berlin 2011. 249 S., 1 CD-ROM. ISBN 978-3-86688-125-9. (€ 38,-)

In dem Maße, in dem sich der Umgang der Nationen, Staaten und Kulturen Mitteleuropas entkrampft und normalisiert, erwacht ein in seiner Qualität neues Interesse der Forschung daran, wie die „eigene“ von der jeweils „anderen“ Kultur in der Vergangenheit wahrgenommen wurde. Dabei geht es nicht mehr wie in den ersten Jahren offener Wiedernäherung nach 1989 um spektakuläre und leicht skandalisierbare Fremdbilder und Alteritätskonstruktionen aus den Spitzenzeiten des Konflikts, sondern um den unspektakulären, aber umso wirkungsvolleren Normalfall quasi alltäglicher wechselseitiger Wahrnehmung über lange Zeiträume voll schwankender, manchmal besserer, manchmal schlechterer Nachbarschaftsbeziehungen. In Polen z.B. gibt es seit 2002 die verdienstvolle Buchreihe *Polonica leguntur*, in der Ergebnisse der deutschen Polonistik auf Polnisch zugänglich gemacht werden. Mit Blick auf Tschechien konzentriert sich die hier zu besprechende Publikation nicht auf bedeutsame Einzelwerke tschechischer Rezeption deutscher Literatur. Peter Drews versucht fast schon umgekehrt den großen summarischen Überblick über ein schicksalsreiches halbes Jahrhundert (1900-1945) tschechischer Übersetzung, Diskussion und Vermittlung deutscher Belletristik. In Fortsetzung und konzeptioneller Erweiterung seiner 2007 vorgelegten Bibliografie *Tschechische Übersetzungen deutscher Belletristik 1711-1900* besteht das Werk aus zwei Teilen: einer monografischen Darstellung in Buchform und einer ihr auf CD-ROM beigegebenen Bibliografie tschechischer Übersetzungen deutscher Belletristik als (aus)druckfertiges eigenes Buch im PDF-Format.

Auch wenn aus produktionstechnischen Gründen diese Bibliografie ‚nur‘ als Teil 2 firmiert und wie ein nur beigegebener Anhang wirkt, stellt sie nicht nur den ursprünglichen Arbeitsanlass, sondern auch die primäre Textbasis und damit das Rückgrat der im ersten Teil behandelten Rezeptionszeugnisse dar und muss deshalb vor diesem in den Blick genommen werden. Zunächst beeindruckt die schiere Datenmenge: Allein das Verzeichnis der exzerpierten Periodika umfasst fünf Seiten mit genauer Angabe nicht nur der exzerpierten, sondern auch der vorangegangenen Jahrgänge vor 1900 sowie der (insgesamt sehr wenigen) nicht zugänglichen bzw. nicht ermittelten Jahrgänge. Ein Beispiel lautet so: „Anežka, Hrsg. A. Skočdopole u.a., České Budějovice (1879-) 1901-1943 (nicht zugänglich: 59/1937, 66/1943).“ Dem folgt dann die nach den Verfassernamen des deutschen Originals geordnete „Bibliographie deutscher Belletristik in tschechischer Übersetzung 1901-1945“ mit insgesamt 5767 durchnummerierten Titeln auf über 300 Seiten. Bei Sammelausgaben werden die detaillierten Inhaltsangaben wiedergegeben, so dass etwa der bibliografische Eintrag Nr. 4418 zu Angelus Silesius (der unter seinem bürgerlichen Namen Scheffler geführt wird) mit einer Übertragung des *Cherubinischen Wandersmanns* (in Auswahl) durch Alois Lang alle übersetzten Epigramme mit ihren tschechischen Titeln einzeln aufführt und zusammen mit allen ebenfalls einzeln genannten ermittelten Vorab- und Nachdrucken über sieben Seiten füllt, zu denen dann noch einmal unter der Nr. 4419 zwei weitere Seiten mit diversen Einzeldrucken anderer Übersetzungen kommen.

Der Bibliografie zu Grunde gelegt wurden neben den genannten Periodika (das Vorwort erläutert die sehr breite und im Bereich der belletristischen Periodika nahezu umfassende Auswahl) Buchausgaben, Sammelbände mit entsprechendem Profil etc. Die Präzision, mit der die Daten erfasst wurden, zeigt sich daran, dass sich manchmal sogar Hinweise auf Kürzungen oder Bearbeitungen der deutschen Vorlage finden – die tschechische Übersetzung wurde in der Regel (außer bei lyrischen Einzeltexten) mit dem deutschen Original abgeglichen. Dass es unter der Überschrift „Nicht ermittelte Vorlagen anonymer publizierter Werke“ über 100 ergänzende Einträge (Nr. 5625-5736) gibt, zeugt von der Schwierigkeit des Unternehmens und der Respekt gebietenden Leistung, all die anderen Titel eindeutig zugeordnet zu haben. Geradezu heroisch mutet denn auch die kurze Abteilung „Zuweilen irrtümlich als Übertragungen deutscher Werke geführte Texte“ mit immerhin 30 Einträgen (Nr. 5737-5767) an. Ich wage gar nicht daran zu denken, wie viel Arbeit hinter solch zweifelsfrei negativer Bestimmung liegen muss. Zu kritisieren ist allenfalls die Publikation im etwas sperrigen PDF-Format (mit aufwändigen, durch die Suchfunktion überflüssigen Registern). Sollte D. seine bibliografische Arbeit über den Berichtszeitraum 1945 hinaus fortsetzen, würde ich im Falle einer abermaligen digitalen Publikation vorschlagen, die für die nun eigentlich überflüssigen Register vernutzte Zeit besser zur Einrichtung einer funktionaleren Form der Datenpräsentation am Bildschirm zu nutzen.

Doch zurück zum Text: Auf Basis dieser Bibliografie versucht dann der als Buch gedruckt vorliegende Teil 1 der Publikation, die tschechische Rezeption deutscher Belletristik überblicksweise dazustellen. Gegliedert nach politischen Epochenwenden in die Zeiträume 1901-1918, 1918-1938 und 1939-1945 und innerhalb dieser jeweils schematisch aufgeteilt nach Lyrik, Prosa, Drama und „Umfassendere[n] Darstellungen der deutschen Literatur“ unternimmt D. hier nicht weniger als eine detaillierte Nachzeichnung „substantiellere[r] Äußerungen tschechischer Kritiker in literaturwissenschaftlichen Studien, eingehenderen Buchbesprechungen oder sonstigen umfangreicheren Berichten über deutsche literarische Werke“ (S. 7 f.). Dies geht weit über die in der Bibliografie geleistete Rekonstruktion des translatorischen Kulturtransfers hinaus, sondern nimmt auch den Diskurs über die deutsche Literatur und die jeweils konkrete Wertung der einzelnen Werke durch einzelne Kritiker in den Blick. Die Datenmenge, die Vf. hier auf 230 Seiten mit jeweils konkreten Literaturangaben in den Fußnoten (zu denen noch eine eigene Auswahlbibliografie und ein Namenregister am Ende des Bandes hinzukommen) darbietet, wirkt fast erdrückend. 1503 Zitate, fast jedes aus einem anderen Text, erlauben angesichts der gebotenen Kürze natürlich nur eine sehr summarische Charakterisierung der jeweiligen Quelle,

so dass der Leser, der dieses Buch von Anfang bis Ende liest, ob seiner Fülle aus jeweils nur kurzen Informationsschnipseln leicht den Überblick zu verlieren droht. Belohnt wird er freilich mit dem Effekt des panoramaartig großen Überblicks über eine nach der Lektüre im Detail kaum noch erinnerbare facettenreiche und von den jeweiligen politischen Umständen maßgeblich mitbestimmte Rezeptionsgeschichte. Doch sollte dieses Buch ohnehin nicht in einem Zug von vorne nach hinten gelesen werden (dazu verdammt ist nur der Rezensent), um dann weggelegt zu werden, sondern als ein Nachschlagewerk immer zur Hand sein, sobald man sich mit der tschechischen Rezeption dieses oder jenes deutschsprachigen Schriftstellers beschäftigen will. Für jede weitere Recherche bietet sie von nun an unverzichtbare erste Annäherungsdaten, Ausgangstitel und Namen, mit denen die betreffende Untersuchung starten kann.

Der nüchterne Positivismus der Darbietung kommt in seiner nachbarschaftspolitischen Bedeutung (die ja ein solches Werk immer auch hat) wohl jener abschließenden Charakterisierung am nächsten, mit der D. im letzten Absatz die Intentionen tschechischer Rezeption deutscher Literatur von 1900 bis ca. 1930 zu umreißen versucht: „Dieses tschechische Streben nach schlichter Normalität in den bilateralen Literaturbeziehungen hat der deutschen Belletristik [...] meist einen ehrenvollen, aber [...] nie den ersten Platz zugewiesen. Dies sollte man auch akzeptieren, statt – wie es gelegentlich leider immer noch geschieht – von ‚besonderen‘ Beziehungen [...] zu sprechen“ (S. 231).

Heidelberg

Jürgen Joachimsthaler

Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Hrsg. vom Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung. Marburg. URL: <http://www.herder-institut.de/bestaende-digitale-angebote/e-publikationen/dokumente-und-materialien.html>. Letzter Zugriff: 25. Juni 2013.

Seit einiger Zeit stellt das Herder-Institut in Marburg auf seinen Internetseiten Themenmodule zur ostmitteleuropäischen Geschichte zur Verfügung, die mittels der Bereitstellung einer Quellenbasis die stärkere Berücksichtigung Ostmitteleuropas in der universitären Lehre ermöglichen sollen. Die Module sollen eine allgemeine und leicht zugängliche Quellengrundlage für zentrale Themen und Fragestellungen zur ostmitteleuropäischen Geschichte schaffen.

Den Schwerpunkt des Angebots zur Zwischenkriegszeit, das hier vorgestellt und kritisch gewürdigt werden soll, bilden jeweils bis zu 70 Dokumente und fast ebenso viele Materialien (meist Statistiken und Karten) zu einem Staat in deutscher Übersetzung, die durch kurze bis mittellange Einleitungen, Chronologien, Regierungslisten und eine Auswahlbibliografie ergänzt werden. Die Dokumente sind zumeist in der Originalsprache und in deutscher Übersetzung wiedergegeben. In den meisten Fällen ist auch ein Scan der Originalquelle einsehbar. Bisher sind Module über die Tschechoslowakei, Lettland, Litauen, Ungarn und Polen verfügbar. Die Schwerpunktsetzung der einzelnen Module wurde dabei vom Herder-Institut vorgegeben, wobei das von Heidi Hein-Kircher erstellte Modul zu Polen eine Art Musterfunktion ausübt. Ein Ausbau der einzelnen Module ist vorgesehen und in einigen Fällen bereits erfolgt. Dies zeigt sich für den Nutzer vor allem dann, wenn die Dokumente noch nicht in deutscher Übersetzung vorliegen.

Trotz oder gerade wegen dieses Zwischenstadiums erscheint es schon jetzt sinnvoll, erste Rückmeldungen aus der Wissenschaft zu geben. Der Ausgangspunkt ist dabei eine vom Rezensenten im Frühjahrssemester 2013 am Historischen Institut der Universität Bern durchgeführte Lehrveranstaltung zur Zweiten Polnischen Republik, die nur von Studierenden besucht wurde, die über keine Polnischkenntnisse verfügen. Im Rahmen der Vorbereitung und Durchführung des Proseminars erfolgte eine intensive Beschäftigung mit dem Themenmodul zur Zweiten Polnischen Republik, das gewissermaßen einem Praxistest unterzogen wurde. Von den sechs thematisch angelegten Ordnern erwies sich dabei besonders der zur Sanacja-Herrschaft als für den Einsatz in der Lehre prädestiniert. Andere wie

der zur Verfassungsordnung sind dagegen eine für die Forschung wertvolle Zusammenstellung von Rechtsquellen, deren Umfang und Komplexität deren Verwendung in der Lehre jedoch entgegenstehen. Einzelne Studierende können hier vor allem wertvolle Hintergrundinformationen finden. Generell dominiert ein politikgeschichtlicher Zugriff auf die Geschichte Polens, der nur durch den Ordner zur „Politischen Kultur und Erinnerungskultur“ durchbrochen wird. Unter den Materialien finden sich darüber hinaus noch einige für die Wirtschaftsgeschichte interessante Statistiken sowie Plakate aus der Zeit des polnisch-sowjetischen Krieges. Die teilweise fehlende Übersetzung der Plakattexte begrenzt hier jedoch die mögliche Verwendung in der Lehre. Darüber hinaus lässt der narrative Charakter der Wahlplakate ihre Einordnung in die Materialien fraglich erscheinen. Diese hätten zusammen mit den Fotografien besser in einer zusätzlichen Kategorie „Visuelle Quellen“ zusammengefasst werden können. Auch eine Erweiterung um Ego-Dokumente wäre wünschenswert. Meine Studierenden vermissten beispielsweise Stimmen aus der Bevölkerung über die politische, soziale und wirtschaftliche Lage oder hätten gerne einige der bei Eva Plach¹ zitierten Briefe von einfachen polnischen Staatsbürgern an Józef Piłsudski gelesen.

Generell ist anzumerken, dass das Themenmodul „Zweite Polnische Republik“ eine gute Ergänzung bei der Zusammenstellung von Quellen und Materialien für eine Lehrveranstaltung bietet. Die Auswahlbibliografie gibt bis auf wenige Ausnahmen einen guten Überblick über die aktuelle und einschlägige Forschungsliteratur. Hier hätte beispielsweise noch darauf verwiesen werden können, dass das Buch von Peter D. Stachura² zahlreiche Primärquellen in englischer Übersetzung enthält. Mit Blick auf die Textquellen schränken die sehr spärlich gehaltenen Anmerkungen deren Verwendbarkeit für Nichtspezialisten ein. Andererseits fördert dies die Selbstständigkeit der Studierenden. Diese lernen hier besser, im Gegensatz zu mit umfassenden Anmerkungen versehenen Quelleneditionen, zusätzliche Informationen zum Verständnis einer Quelle zu recherchieren. In einigen Fällen lassen sich diese jedoch nur mit Hilfe polnischer Fachliteratur ermitteln. Wie aber soll ein nicht des Polnischen mächtiger Universitätslehrer mit seinen Studierenden über eine Quelle diskutieren, wenn er und seine Studierenden nicht einmal Informationen über die Person des Autors in einer ihnen verständlichen Sprache finden können? Dem Wunsch, eine für die Lehre brauchbare Quellenbasis zur Verfügung zu stellen, steht diese Praxis daher ebenso im Weg wie die Nichtnennung der ursprünglichen Fundstellen der Quellen, wenn diese aus Quelleneditionen entnommen wurden. Der Dozierende müsste daher unter erheblichem Zeitaufwand erst selbst in den zitierten und nicht in jeder deutschen Universitätsbibliothek verfügbaren polnischen Quelleneditionen nachsehen, um zu wissen, in welchem Kontext die Quelle überliefert wurde.

Bei einem Blick auf die eingangs genannten weiteren Quellenmodule zeigt sich, dass die hier aufgezeigten Punkte zu veritablen Problemen führen können. Aus welchem Kontext stammt beispielsweise die mit „Quelle: ‚28. říjen: proměny jednoho výročí‘, im Senat der Tschechischen Republik, Prag 2008. Foto im Privatarchiv des Autors“ zitierte Todesanzeige für Österreich aus dem Themenmodul für die Erste Tschechoslowakische Republik? Im Themenmodul zu Lettland stellt sich dagegen die Frage, ob es wissenschaftlich legitim ist, Reden im lettländischen Parlament und lettländische Gesetze nach deren Wiedergabe in der *Rigaschen Rundschau* zu zitieren? Fast zynisch wirkt dabei, dass am unteren Bildrand – wie bei allen anderen Quellen die Standardanmerkung „Es wird empfohlen, die Quellen stets in der Originalsprache zu zitieren“ erscheint. Genau dies unterbleibt hier aber von den Hrsg. selbst. Diese Kritik zielt nicht darauf ab, dass zeitgenössische Übersetzungen

¹ EVA PLACH: *The Clash of Moral Nations. Cultural Politics in Piłsudski's Poland, 1926-1935*, Athens/OH 2006.

² PETER D. STACHURA: *Poland, 1918-1945. An Interpretive and Documentary History of the Second Republic*, London 2004.

gen genutzt werden. Zu bemängeln sind vielmehr die fehlende Kommentierung durch die Hrsg. und die fehlende Originalversion. Wie dies aussehen könnte, kann man am Beispiel der polnischen Märzverfassung von 1921 sehen. Hein-Kircher hat hierzu zwei zeitgenössische Übersetzungen genutzt und in ihren Anmerkungen auf Auslassungen und Fehler hingewiesen. Ein Scan sowohl der polnischen Originalquelle als auch der deutschen Originalübersetzung sind gleichfalls abrufbar.

Im Lettlandmodul zeigt sich auch eine Schwäche in der technischen Umsetzung des Projekts. Einige der längeren Originalquellen sind wahrscheinlich mit Texterkennungsprogrammen digitalisiert worden, ohne die daraus entstandenen Texte eingehend zu prüfen. In der Quelle „B. von Fischer: Wir werden nun befreit (1940)“ finden sich so „Aussestpolitik“, „Kidgenossenschaft“, „Leuland“ und weitere falsch eingelesene Wörter. Auch wenn dieser Mangel durch den Scan der Originalquelle wettgemacht wird, wäre für die Zukunft etwas mehr Sorgfalt beim Korrekturlesen wünschenswert. Im Litauenmodul fallen dagegen erneut die fehlenden Kommentierungen der Bildquellen auf, z.B. bei den Fotos der Borussia-Denkmäler und anderer demontierter Denkmalfiguren in Memel. Dabei zeigt sich auch, dass die angegebenen Links zum Bildarchiv des Herder-Instituts, wo sich mehr Angaben zu den visuellen Quellen finden lassen, nicht funktionieren. Die Bilder können dort allerdings mit der Inventarnummer sehr schnell gefunden werden. Dennoch wäre hier eine bessere Verlinkung wünschenswert. Eine weitere Kritik betrifft die geringe Berücksichtigung französischsprachiger Sekundärliteratur in den Auswahlbibliografien. Mit Blick auf die Zielgruppe der oft des Französischen mächtigen Allgemeinhistoriker sollte diese stärker einbezogen werden. Im Falle Lettlands fehlt beispielsweise der Hinweis auf die Arbeit von Sophie Vilks zur Außenpolitik.³

Bei der näheren Beschäftigung mit den Themenmodulen wird deutlich, dass diese noch auf der Suche nach ihrer Identität sind. Der Anspruch, Quellen digital und in deutscher Übersetzung für die universitäre Lehre zur Verfügung zu stellen, kollidiert dabei mit den Qualitätsansprüchen an gedruckte wissenschaftliche Quelleneditionen, die das Herder-Institut in der Reihe *Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas* selbst angewendet hat. Andererseits werden gewisse Möglichkeiten digitaler Quelleneditionen wie beispielsweise die Suchfunktion ungenutzt gelassen. Dass die Textversionen theoretisch elektronisch durchsuchbar wären, zeigt sich bei der Eingabe einiger Schlagwörter bei Google oder anderen Internetsuchmaschinen. Hier wäre eine stärkere Orientierung an Online-Editionen mit Suchfunktion wie beispielsweise den *Diplomatischen Dokumenten der Schweiz*⁴ angebracht.

Gemäß der Orientierung an den Bedürfnissen der universitären Lehre im deutschsprachigen Raum wäre es wünschenswert, wenn die Vf. auf eine mehrjährige kontinuierliche Lehrerfahrung mit deutschsprachigen Studierenden zurückblicken könnten. Bisher scheinen jedoch sowohl das angebotene Honorar als auch das zu erwartende Prestige in der wissenschaftlichen Gemeinschaft von dieser Gruppe als zu gering angesehen worden zu sein. Die Autoren der Themenmodule sind daher in der Mehrzahl Wissenschaftler aus den behandelten Ländern oder nicht festangestellte deutsche Historiker, die einen Zusatzverdienst gut gebrauchen können. Nur eine größere Wertschätzung der Ausarbeitung derartiger Materialien für die Lehre bei Anstellungs-, Berufungs- und Evaluationsverfahren kann langfristig dazu führen, dass sich dies ändern wird.

Bern

Stefan Dyroff

³ SOPHIE VILKS: *La Lettonie indépendante dans l'Europe de l'entre-deux-guerres. 1917-1939*, Paris 2001.

⁴ www.dodis.ch (2.07.2013).

T.K. Wilson: *Frontiers of Violence*. Conflict and Identity in Ulster and Upper Silesia, 1918-1922. (Oxford Historical Monographs.) Oxford Univ. Press. Oxford 2010. XVIII, 259 S., Ill., Kt. ISBN 978-0-19-958371-3. (€ 79,99.)

Das Ende des Ersten Weltkriegs bedeutete auch das Ende der großen Imperien Europas, welche durch die folgende politische Neuordnung zerbrachen. Viele der Bruchstellen dieser früheren Reiche befanden sich an den Grenzen der jeweiligen Nationalitäten und Ethnien und den von ihnen bewohnten Regionen. Dies ist nur eine Gemeinsamkeit, welche T.K. Wilson den Grenzen Ulsters, einer Region im Norden Irlands, und Oberschlesiens zuerkennt. Im Zentrum seiner Arbeit steht der Ausbruch der Gewalt in den *grass roots*, also unter der breiten Bevölkerungsmasse, welche er als *plebeian violence* beschreibt (S. 17). Der Autor erhofft sich eine Erklärung für den Ursprung und die unterschiedliche Realisierung, also das Ausmaß der Gewalt in den beiden Grenzregionen, durch eine Untersuchung des Verhältnisses von Gewalt und Identität auf der gesellschaftlichen Mikroebene, abseits der großen politischen Schauplätze und Entscheidungen. Die beiden für ihn ausschlaggebenden Faktoren sind dabei Religion und Sprache. Im Zentrum seines Vergleichs steht somit die Frage, inwiefern die unterschiedliche Qualität der Grenze – also ob es sich dabei um eine Sprach- oder eine religiöse Grenze handelte – die Realisierung von Gewalt beeinflusst.

Bei seiner Untersuchung Ulsters liegt der Fokus auf den Protestanten und Katholiken, welche allerdings durch ihre gemeinsame Sprache geeint werden. In Schlesien hingegen finden sich keine religiösen Konflikte, die Unterschiede liegen in den beiden in der Bevölkerung vorhandenen Sprachen Polnisch und Deutsch begründet. W. erklärt die Konflikte entlang unterschiedlicher, gesellschaftlicher Bruchlinien – in Nordirland entlang einer religiösen, in Oberschlesien entlang einer Sprachgrenze. Zeitlich ist der Untersuchungsrahmen zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs am 11. November 1918 und dem Zeitpunkt der Teilungen der beiden Regionen im Juni und Juli 1922 zu verorten. Das einführende Kapitel bietet einen vergleichenden Überblick der historischen und politischen Ereignisse mit einem Fokus auf die gesellschaftlichen Strukturen beider Regionen. Kapitel 2 und Kapitel 3 widmen sich den evidenten Formen von kollektiven Identifikationsstrategien und Nationalismus in Ulster und Oberschlesien. Kapitel 4 untersucht die Dynamik beider Konflikte als interaktive Prozesse zwischen den sich gegenüberstehenden Seiten. In einer Zusammenfassung formuliert Kapitel 5 einige Schlussfolgerungen; das Buch schließt mit einem Glossar und einigen biografischen Notizen zum politischen Personal der Konflikte.

W.s Untersuchung zeigt, dass Identitätsgrenzen in Konfliktsituationen unterschiedliche Funktionsweisen haben. Der Autor erklärt dies mit den unterschiedlichen sozialen Eigenschaften und Wirkungsweisen von Sprache und Religion, zumindest innerhalb monotheistischer Glaubensrichtungen. Der zentrale Unterschied für W. ist eine religiöse Exklusivität, d.h. Menschen können nur eine Religion, jedoch mehrere Sprachen haben. Die Entwicklung von Gewalt innerhalb der beiden Konflikte scheint für W. so den unterschiedlichen Trennlinien zwischen den Bevölkerungsgruppen und den jeweiligen Besonderheiten regionaler Identitäten der Protagonisten geschuldet. In den beiden behandelten Regionen ging die Gewaltanwendung der Konfliktparteien von unterschiedlich ausgeprägten Identitätsgrenzen aus. Klar definierte Grenzen der Identitäten sind dabei notwendig, um Gegner ebenfalls klar definieren zu können und durch Gewalt zu dominieren. Da diese klare Trennlinie im Konflikt Oberschlesiens fehlte, ist, W. folgend, gerade diese Region anfällig für willkürliche Gewaltformen. Das Fazit seiner Untersuchung ist damit, dass in Konflikten mit klar definierten Grenzen zwischen den Konfliktparteien Gewalt zurückhaltender und selektiver angewendet wird, während unklare Grenzen zu stärkerer und willkürlicher Gewaltanwendung führen.

In seinen Ergebnissen positioniert sich W. in Opposition zu der Schlussfolgerung von Donald Horowitz¹, der diagnostizierte, „it makes no sense to ask abstractly whether groups based on language are more cohesive or more separatist or more prone to conflict than, say, groups based on religion“ (S. 212 bei Wilson). Ein solcher Ansatz mache jedoch, so W., bei einer vergleichenden Betrachtung der Konflikte in Ulster und Oberschlesien durchaus Sinn. In Oberschlesien sei die Gewaltanwendung diffuser und willkürlicher als in Ulster. Dies wird zum Beispiel anhand des verdeckten und geheimen Agierens der Täter in Oberschlesien dargestellt, während die Täter in Ulster offen und demonstrativ handeln. W. sieht dabei einen kausalen Zusammenhang der unterschiedlichen Gewaltanwendung in beiden Konflikten mit den einerseits klaren religiösen Trennlinien in Ulster im Vergleich zur undeutlichen sprachlichen Trennlinie in Oberschlesien. Die gesellschaftliche Gewalt vor allem in Oberschlesien ist W. zufolge dabei mit der Schaffung und Aufrechterhaltung von sprachlichen Identitätsgrenzen zu erklären; in Ulster hingegen hätten diese aufgrund einer klaren religiösen Trennlinie seit langem existiert. Der Autor diagnostiziert auch nach dem Zweiten Weltkrieg die Existenz nationaler Ambivalenzen in der Region Oberschlesien und bezieht sich dabei auf einen Zensus von 2002, der zeigte, dass die größte Minderheit in Polen sich selbst als „Schlesier“ bezeichnet. Hier sieht W. den zentralen Unterschied zu Nordirland, wo er keine Hinweise auf eine solche nationale Ambivalenz erkennen kann, wo die Trennlinie der Bevölkerung noch immer an religiösen Grenzen verläuft – katholisch und protestantisch also noch immer zentrale Bruchlinien der Bevölkerung sind.

Zusammenfassend lässt sich erkennen, dass monokausale Erklärungsansätze bei komparatistischer Betrachtung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden in Konflikten zwischen Gruppen mit unterschiedlichen Identitäten zu kurz greifen. Die Erklärung der unterschiedlichen Realisierung der Gewalt in beiden Konflikten aufgrund der unterschiedlichen Sprachen und Religionen in den Konfliktgesellschaften bietet lediglich einen vereinfachten Blick auf die Dynamiken der gesellschaftlichen Grenzziehungen und der Konstruktion der Identitäten der Konfliktparteien. Der kurze Überblick des Vf. über die bisherige Forschung zur Konstruktion von kollektiver Identität kann dabei als symptomatisch gesehen werden: In seinen Ausführungen zur demografischen Ausgangssituation beider Konfliktgebiete liegt der Fokus auf Sprache und Religion. W. ignoriert dabei andere Marker kollektiver Identitäten wie Tradition, Kultur, historische (imaginierte oder reale) Siedlungsgrenzen, perzipierte Geschichte oder auch Unterschiede in Alters-, Sozial- und Bildungsstrukturen. So stellt die Arbeit W.s einen wichtigen Impuls und Ausgangspunkt zur Untersuchung von Gewalt und ihrer Realisierung in den beiden untersuchten Regionen dar. Sie kann gleichzeitig auch als Hinweis auf eine weiterführende Anwendung seiner Herangehensweise auf andere Konfliktregionen gesehen werden. Wünschenswert wäre gewesen, die Untersuchung einer Realisierung von Gewalt in Identitätskonflikten anhand von Trennlinien zwischen Religionen und Sprachen in einen größeren Zusammenhang mit einer Vielzahl von identitätsstiftenden Faktoren und Motiven zu stellen.

Bonn

Stefan Schustereder

Julia Eichenberg: Kämpfen für Frieden und Fürsorge. Polnische Veteranen des Ersten Weltkriegs und ihre internationalen Kontakte, 1918-1939. (Studien zur Internationalen Geschichte, Bd. 27.) Oldenbourg. München 2011. VIII, 259 S. ISBN 978-3-486-70457-0. (€ 39,80.)

Der Sonderforschungsbereich 437 „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ an der Universität Tübingen hat eine weitere Publikation hervorgebracht: Julia Eichenberg behandelt in ihrer 2008 vorgelegten Dissertation die polnischen Veteranen

¹ DONALD L. HOROWITZ: *Ethnic Groups in Conflict*, Berkeley u.a. 1985.

des Ersten Weltkriegs und seiner Folgekonflikte. Diese gesellschaftliche Gruppe konnte wie wohl keine andere für sich in Anspruch nehmen, den Krieg nicht nur im Sinne aller erdenklichen Definitionen des Begriffs „erfahren“ zu haben; sie war überdies imstande, diese Erfahrung zu einem Instrument gezielter Sozialpolitik und Lobbyarbeit zu schmieden und auf diesem Wege sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinne des Wortes (bescheidenes) Kapital aus ihr zu schlagen. E. analysiert diesen Vorgang nicht nur in dem nationalstaatlichen Rahmen, den die Zweite Polnische Republik ab 1918 erst zimmern musste, sondern sie erhellt zugleich auch seine Verflechtungen mit dem internationalen Umfeld, das Veteranenverbände aus anderen Staaten, aber auch der neu gegründete Völkerbund und die International Labour Organization in den 1920er und 1930er Jahren schufen. Die Arbeit positioniert sich damit an der Schnittstelle zwischen Ideen-, Sozial- und Kulturgeschichte und ist zugleich der transnationalen Geschichtsschreibung verpflichtet.

E. hat ihre Darstellung im Wesentlichen dreigeteilt: Bevor sie sich dem doppelten Engagement der Veteranen für staatliche Fürsorge auf der einen und dem Erhalt des prekären Friedens in Europa auf der anderen Seite zuwendet, behandelt sie zunächst die diskursive Konstruktion dessen, was im polnischen Zusammenhang unter „Veteranen“ zu verstehen sei: Dies ist angesichts der vielfältigen polnischen Verwicklungen in das Weltkriegsgeschehen bzw. in die nachfolgenden Grenzkonflikte recht komplex und nimmt daher relativ viel Raum in dieser wohltuend bündigen Dissertation ein. Eine des Polnischen nicht mächtige Leserschaft dürfte die hier gebotene Zusammenfassung polnischen militärischen Engagements zwischen 1914 und 1921 besonders zu schätzen wissen.

Die aus alledem abgeleitete Frage, welche ehemaligen Kämpfer sich mit Fug und Recht als „Veteranen“ bezeichnen und daraus entsprechende Versorgungsansprüche gegenüber dem polnischen Staat ableiten konnten, war deshalb schwierig, weil englische, französische oder deutsche Kombattanten ihr jeweiliges Opfer in der öffentlichen Wahrnehmung immer für eine bestimmte, zweifelsfrei zu identifizierende nationale Sache erbracht hatten, polnische Kriegsteilnehmer dies hingegen meist nicht ohne weiteres von sich behaupten konnten: Die Mehrzahl von ihnen hatte 1914 als Bürger und Untertanen des Russischen Reiches, der Donaumonarchie und des Deutschen Reiches zunächst einmal ihre Wehrpflicht erfüllen müssen. Soweit sie dieser Pflicht nachgekommen waren (was in aller Regel offenbar der Fall war), setzte sie gerade dies nach dem Krieg in Polen unter einigen Rechtfertigungsdruck. Dieser entstand nicht zuletzt durch das Gegenexempel von Gruppen wie den seit 1914 in Galizien aktiven, von Józef Piłsudski befehligten Legionären oder der 1917 aufgestellten Polnischen Armee in Frankreich: Diese konnten nämlich auf ihre frühe symbolische Abgrenzung von bzw. ihre aktive Gegnerschaft zu den Mittelmächten verweisen und selbstbewusst vortragen, „von Anfang an“ echte Vorkämpfer der Unabhängigkeit Polens gewesen zu sein. Dass auch sie in die Befehlsstrukturen fremder Armee eingebunden waren, spielte im öffentlichen Diskurs der 1920er und 1930er Jahre praktisch keine Rolle. Vor diesem Hintergrund waren völlig „unproblematische“ Veteranen erst diejenigen Soldaten, die zwischen 1918 und 1921 in den Grenzkriegen kämpften. Diese Konflikte, so E. treffend und mit einem dem digitalen Zeitalter angemessenen Bild, hätten in Polen die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg „überschrieben“ (S. 52) und diesen in Erinnerungskultur und Historiografie verdrängt, obwohl er doch eigentlich die Unabhängigkeit gebracht habe.

Davon ausgehend, verfolgt E. die Entstehung und Entwicklung der auf westeuropäische Diskurse und Modelle Bezug nehmenden polnischen Veteranenbewegung bis hin zu deren Vernetzung mit den beiden zentralen, auf französische Initiativen hin gegründeten internationalen Verbänden, der *Fédération Interalliée des Anciens Combattants* (FIDAC) und der stärker der Idee einer Versöhnung auch mit dem früheren Feind anhängenden *Conférence Internationale des Associations des Mutilés et Anciens Combattants* (CIAMAC). Sie betont die zumindest anfangs große Bedeutung persönlicher internationaler Kontakte zwischen den Protagonisten der Veteranenbewegung.

E. arbeitet sich systematisch von innen nach außen vor, d.h. von der innerpolnischen Veteranenfrage hin zu ihrer gesamteuropäischen bzw. internationalen Dimension, und beobachtet dabei das „Wechselspiel zwischen dem nationalen Narrativ der Kriegserinnerung und der Ausbildung einer Identität als Weltkriegsveteran“ (S. 1 f.). Das Identitätselement „Weltkriegskämpfer“ trat neben nationale, ethnische, religiöse und dergleichen Zuschreibungen, und beide Organisationen suchten dies durch spezifische äußere Manifestationen (Mitgliedsausweise, Flaggen, Zeremonien) zu befördern. Das Leitmotiv der Interdependenz von nationalem, innerpolnischem Diskurs und entsprechenden Vorgängen außerhalb der polnischen Grenzen dominiert auch die beiden Kapitel zur Versorgung der Veteranen und zu deren Einsatz gegen einen neuen Krieg. Dabei bleibt insgesamt trotz der von E. nachgewiesenen prominenten polnischen Beteiligung an internationalen Verbandsaktivitäten ein wenig der Eindruck haften, dass der Ideentransfer tendenziell eher vom Ausland nach Polen erfolgt sei als umgekehrt. Der Umstand, dass im Grunde alle Strukturen erst noch aufgebaut werden mussten und die verfügbaren finanziellen Mittel sehr limitiert waren, dürfte dies erklären; selbst der formelle Beitritt der ersten polnischen Veteranenverbände zur FIDAC erfolgte erst um die Mitte der 1920er Jahre.

Die beiden anderen Säulen, auf denen E.s Arbeit ruht, sind im Vergleich zur ersten etwas geringeren Umfangs, aber dessen ungeachtet hochinteressante Detailstudien dazu, wie die organisierten Veteranen auf die Sozialpolitik des polnischen Staates Einfluss nahmen und wie sie sich international bemühten, unter Verweis auf die eigene Kriegserfahrung den Frieden in Europa zu erhalten. Im Sinne ihres transnationalen Ansatzes kann die Autorin differenziert zeigen, wie sich politische Unterstützung für eine staatliche Unterstützung der Veteranen mobilisieren ließ, indem in Parlament und Öffentlichkeit ausländische Vergleichsmaßstäbe herangezogen und darüber Druck ausgeübt wurde.

Schließlich tritt E. mit ihren Ausführungen zu den pazifistischen Bestrebungen der Veteranen der verbreiteten Wahrnehmung entgegen, der Weltkrieg habe zwangsläufig alle Beteiligten brutalisiert und damit den nächsten Krieg gleichsam vorprogrammiert. Ihre Analyse gegenläufiger Strömungen, die freilich in Polen wie in anderen europäischen Ländern der Zwischenkriegszeit angesichts neuer internationaler Spannungen und der damit einhergehenden Aufrüstung bald auf wachsenden Widerstand stieß, ist schon deshalb bemerkenswert, weil pazifistische Ideen im polnischen Kontext bislang eher als Randphänomene wahrgenommen worden sind.

Es gibt wenig auszusetzen an dieser Arbeit, die mit ihrem gut gewählten Thema anhand eines überschaubaren, aber verstreuten Quellenfundus einen wirklich neuen Aspekt der Zwischenkriegsgeschichte Polens aufgetan hat und ihren methodischen Ansatz derart überzeugend verfolgt.

München

Pascal Trees

Cornelius Gröschel: Zwischen Antisemitismus und Modernisierungspolitik. Die Bedrohung des jüdischen Wirtschaftslebens in der Zweiten Polnischen Republik (1918-1939). Tectum. Marburg 2010. 476 S. ISBN 978-3-8288-2315-0. (€ 30,-)

In der ersten Ausgabe der Zeitschrift *Polin* von 1986 kritisierte der polnische Historiker Jerzy Tomaszewski, dass viele außerhalb Polens entstandene Arbeiten zur Geschichte der polnischen Juden in der Zwischenkriegszeit sich auf die Frage beschränkten: „Was war gut für die Juden?“¹ Eine Kritik, die auch Cornelius Gröschel, Autor des hier vorzustell-

¹ JERZY TOMASZEWSKI: Some Methodological Problems of the Study of Jewish History in Poland between the Two World Wars, in: *Polin. Studies in Polish Jewry* 1 (1986), S. 163-175, hier S. 165.

den Bandes aufgreift (S. 22 f.). In seiner Studie über die Rolle des Antisemitismus in der Wirtschaftspolitik Polens in den Jahren von 1918 bis 1939 – einer Frage die schon von den Zeitgenossen kontrovers diskutiert wurde – will der Autor daher „das Spannungsfeld zwischen ideologischen, wirtschaftlichen, modernisierungspolitischen und politiktaktischen Zielen der Akteure [...] vielfach ausloten“ (S. 20). Dazu betrachtet der Vf. die Problematik unter drei Gesichtspunkten, an denen sich die Kapitelaufteilung orientiert: dem antijüdischen Wirtschaftskampf in der Propaganda, der alltäglichen wirtschaftlichen Bedrohung durch gesellschaftliche Initiativen sowie der Benachteiligung von staatlicher Seite. Ergänzt wird dies durch ein einführendes Kapitel zum Antisemitismus der allpolnischen Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg. Als Quellenbasis nutzt er neben einer Vielzahl von zeitgenössischer Literatur, Flugschriften und Presse auch Dokumente staatlicher und gesellschaftlicher Institutionen aus Warschauer und Lemberger Archiven. Von dort beziehungsweise aus der Region Ostgalizien stammen auch viele der verwendeten Beispiele.

Nach einer knappen historischen Einführung analysiert G. im zweiten Kapitel die Propaganda im antijüdischen Wirtschaftskampf, wobei er zunächst die hier aktiven politischen Lager und die genutzten Medien grob charakterisiert. Anschließend untersucht er in mehr als einem Dutzend Unterkapiteln einzelne Themen, Akteure und Forderungen in der gegen Juden gerichteten Wirtschaftskampfpropaganda. Zu den hier aufgegriffenen Aspekten gehören: die obligatorische Sonntagsruhe, der Numerus clausus für jüdische Studenten, der Boykott jüdischer Geschäfte und die Debatte darüber, wie dieser durchgesetzt werden sollte – ob also Wirtschaftspolitik zur „Entjudung“ Polens eingesetzt werden sollte – und wie sich die Sozialisten zum Thema „Wirtschaftspolitik und Juden“ verhielten. Durch diese Form der Darstellung verwischt G. jedoch die Grenzen zwischen den politischen Lagern. Zwar argumentierten die meisten analysierten Texte – wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung – antijüdisch, wie der Vf. aufzeigt. Wenn er dann aber sogar bei ausgewiesenen Fürsprechern einer Gleichberechtigung der Juden wie dem Liberalen Jan Baudouin de Courtenay (S. 85 f.) oder dem Sozialisten Tadeusz Hołowko (u.a. S. 83, 105 f.) eine antisemitische Tendenz ausmacht, nivelliert er damit auch die deutlich wahrnehmbaren Unterschiede zwischen den einzelnen Lagern.

Während der Untersuchungsgegenstand bisher nur aus der Perspektive der Propaganda beleuchtet wurde, befassen sich die folgenden beiden Kapitel mit der realen wirtschaftlichen und politischen Situation der Juden. Zunächst untersucht der Vf. dabei gesellschaftliche Initiativen, die zu einer wirtschaftlichen Bedrohung oder Benachteiligung von Juden beitrugen bzw. darauf hinarbeiteten, namentlich die Boykottbewegung, aber auch Institutionen wie die Genossenschaften, Berufsverbände und politisch ausgerichtete Wirtschaftsorganisationen. Die Boykottbewegung richtete sich explizit – mit der Aufforderung, nicht bei Juden zu kaufen – oder implizit – mit der Aufforderung, bei christlichen Polen zu kaufen – gegen jüdische Händler und Handwerker. So gab es, wie G. detailliert aufzeigt, eine große Bandbreite, die von Werbung für christliche Händler über Stigmatisierung jüdischer Händler bis hin zum öffentlichen Anprangern der Kunden jüdischer Geschäfte reichte. Die Boykottkampagnen selbst wurden jedoch oft nicht von der christlichen Konkurrenz, sondern von nationalistischen Studentenorganisationen initiiert und nahmen deshalb ihren Anfang vielfach in Universitätsstädten. Die Genossenschaften wiederum hatten nicht zwangsläufig einen antisemitischen Impetus. Sie waren aber in Feldern aktiv, die – wie Handel und Zwischenhandel oder Geldverleih – von jüdischen Akteuren dominiert wurden. Überwiegend entlang ethnischer Trennlinien gegründet, hatten gerade polnische Genossenschaften nicht selten das Ziel, ihren jeweiligen Tätigkeitssektor zu polonisieren. Am Beispiel etwa von Anwalts- und Ärztenverbänden zeigt der Vf., wie christliche Polen versuchten, die zahlenmäßig starke jüdische Konkurrenz mit antisemitisch motivierter Lobbytätigkeit auszubooten.

Im letzten Kapitel stellt der Vf. die Politik des Staates gegenüber seinen jüdischen Bürgern dar und zeigt auf, wie jüdische – und auch ukrainische – Beamte vor allem in Galizien gezielt aus dem Amt gedrängt wurden. Positionen im Staatsdienst wurden nach der

Gründung Polens von wenigen Ausnahmen abgesehen an römisch-katholische Polen vergeben. Staatliche Aufträge wurden zudem – vor allem in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre – an Firmen vergeben, die von christlichen Polen geführt wurden, und auch der Hochschulzugang für Juden wurde – zwar von den autonomen Universitäten, aber mit staatlicher Duldung – beschränkt, was die Karrierechancen von Juden weiter einschränkte.

In seiner Zusammenfassung zieht der Vf. das Fazit, dass in der Zweiten Republik eine nationale Modernisierung ohne bzw. auf Kosten der ethnischen Minderheiten stattgefunden habe. Dies ist – abgesehen von einem knapp sechs Seiten zählenden Unterkapitel über verordnete Modernisierung als existenzielle Bedrohung – leider die einzige Stelle, wo sich die im Titel prominent platzierte Modernisierungspolitik in der Arbeit wiederfindet.

Obwohl G. eine detailreiche und auf breiter Quellenbasis erstellte Arbeit vorlegt, die an vielen Stellen neue Erkenntnisse zu Tage fördert, ist die Studie im Ganzen dennoch problematisch. Ihr wohl schwerwiegendster konzeptioneller Fehler liegt im Zugriff vom Antisemitismus her, auf dessen Nachweis sich der Vf. konzentriert. Dies führt nicht nur dazu, dass er diesen dann auch überall findet – sogar, wie oben angeführt, bei Hołówko und Baudoin de Courtenay –, sondern auch dahin, dass andere Erklärungsansätze für wirtschaftliche Benachteiligungen von Juden nur selten verfolgt werden. Und selbst da, wo der Vf. beispielsweise feststellt, dass die Steuerpolitik kleine Selbstständige jeglicher Konfession und Nationalität übermäßig belastete, finden sich die diesbezüglichen Ausführungen in einem Kapitel über die wirtschaftliche Benachteiligung und Bedrohung der Juden.

Erschwerend hinzu kommt ein Antisemitismusbegriff, der derart weit gefasst ist, dass er in die Beliebigkeit abdriftet. Zwar mag es für die einzelnen Betroffenen keinen Unterschied gemacht haben, ob sie als Juden oder „nur“ als Angehörige einer von vielen nationalen Minderheiten benachteiligt wurden. Für Analyse, Verständnis und Bewertung der polnischen Politik gegenüber Juden und anderen Minderheiten spielt es jedoch durchaus eine Rolle. So ist es insbesondere bei der Vergabe von Stellen im Staatsdienst fraglich, ob Juden hier aus antisemitischer Motivation diskriminiert wurden oder weil sie – wie auch Ukrainer, Weißrussen und Deutsche – keine römisch-katholischen Polen waren.

Letztlich ist es zu bedauern, dass der Vf. statt des Antisemitismus nicht die jüdische Minderheit in den Vordergrund seiner Studie gerückt hat. Dies wäre auf Grundlage des präsentierten Materials ohne weiteres möglich gewesen und hätte vermutlich zu einer wesentlich differenzierteren Darstellung geführt. Vor allem aber hätte es die zahlreichen neuen Erkenntnisse zur polnisch-jüdischen Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte, die sich im vorliegenden Band finden, besser zur Geltung kommen lassen. Somit trifft die eingangs erwähnte Kritik Tomaszewskis auf die vorliegende Arbeit leider voll und ganz zu.

Leipzig

Stephan Stach

Eszter B. Gantner: Budapest – Berlin. Die Koordinaten einer Emigration 1919-1933. (Pallas Athene, Bd. 39.) Steiner. Stuttgart 2011. 264 S. ISBN 978-3-515-09920-2. (€ 45,-)

Die nun auch als Buch erschienene Dissertation von Eszter B. Gantner entstand unter der Betreuung von Rüdiger vom Bruch und Michael Brenner. Gegenstand sind jene zumeist ungarisch-jüdischen Intellektuellen, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. maßgeblich zur geistig-kulturellen Entwicklung Ungarns beigetragen haben. G. will Schicksale von Intellektuellen in der Emigration sowie ihre Schaffungsmöglichkeiten in Wien und Berlin beleuchten. In der Einleitung formuliert die Autorin ihre Zielsetzung folgendermaßen: „[Es] stellt sich die Frage, ob und auf welche Weise sie fähig waren, ihr Schaffen – auf welche Art auch immer –, das ihre Existenz als Intellektuelle charakterisierte, in der Fremde weiterzuführen oder auszuüben.“ Diese Frage stelle sich auch, „weil die untersuchten Intellektuellen – die nach der Räterepublik aus Ungarn emigrierten – auch während ihrer Emigration schaffend blieben“ (S. 11) Außerdem möchte G. klären, ob die weitverbreitete Annahme tatsächlich zutrifft, wonach die politische Linke zumeist aus jüdischen Intellektuellen bestand und ob sie bei der Gründung fortschrittlicher Gesellschaften in den vor-

ersten Reihen agierten und sich bei der Modernisierung des Landes unter den führenden Akteuren befanden. Der zentrale Begriff der Arbeit ist „Netzwerk“ im Sinne von privaten und beruflichen Kontakten, den die Vf. konsequent benutzt.

Obwohl G. den Stand der Forschungsliteratur als eher dürftig beurteilt, enthält das Literaturverzeichnis viele Neuerscheinungen aus den letzten Jahren. Den für die Forschungsarbeit zentralen Begriff „progressiv“ verwendet sie – abweichend von der marxistischen Geschichtsschreibung – für Bestrebungen, „die direkt oder indirekt den Aufbau einer demokratischen [...] und modernen Gesellschaft zum Ziel hatten“ (S. 30). Als wichtigste Quelle der Forschung betrachtet G. die archivalisch überlieferten Interviews mit den Mitgliedern des „Sonntagskreises“ und des „Galilei-Kreises“. Dabei wären dem Leser konkrete Hinweise auf die Art der Quelle und deren Aufbewahrungsort (Archiv, Land) hilfreich gewesen. Ebenfalls von erheblichem Wert sind die Dokumente im Archiv des Instituts für Politische Geschichte, wo sie auch nach Lebensweg-Interviews gesucht hat.

Die Dissertation ist nach einer strengen Struktur aufgebaut, und G. klärt darin systematisch alle Begriffe, mit denen sie arbeitet, bevor sie dann auf den letzten sechzig Seiten zum eigentlichen Thema ihres Buches kommt – den Kontakten zwischen Budapest und Berlin. So geht sie einleitend der Anwendbarkeit des Begriffs „Emigration“ nach und erklärt, dass „die meisten politischen Flüchtlinge zwar – unmittelbar nach dem Zusammensturz [!] der Räterepublik – das Land verlassen [wollten]“ (S. 12), jedoch nicht an einen langfristigen Aufenthalt im Ausland gedacht hätten. Daher sieht sie die Notwendigkeit, mit dem Begriff „Migration“ zu operieren – irritierender Weise bleibt sie im weiteren Verlauf ihres Buches dann aber doch beim Begriff „Emigration“.

In einzelnen Kapiteln beleuchtet G. das gesellschaftliche Leben der ungarisch-jüdischen Intellektuellen, analysiert deren soziologische Zusammensetzung in der Hauptstadt, stellt zeitgeschichtliche Diskurse im Budapest der Jahrhundertwende sowie die rasante Entwicklung, die Modernisierung von Budapest mit seinen grandiosen Bauvorhaben dar, an denen sich die ungarischen Juden in großer Zahl beteiligten. In der zweiten Hälfte des Buches erzählt sie in beinahe jedem Kapitel kurze Biografien und stellt den Assimilationsweg der Protagonisten in den Mittelpunkt. Auf diese Weise entfaltet sich vor den Augen des Lesers ein sehr bunter Kreis von ungarischen Intellektuellen. Dabei wird der Schwerpunkt darauf gelegt, wer in welcher geistig-kulturellen Gesellschaft agiert, wer welchem geistigen Anführer nahe steht und wer Kontakte mit wem aufrecht hält. Der Leser gewinnt einen Überblick über wichtige Lebensdaten der Mitglieder des „Galilei-Kreises“, der „Achten“ sowie des „Sonntagskreises“ und liest über „Netzwerke“ bei *Nyugat*, der wichtigsten literarischen Zeitschrift vom Anfang des Jahrhunderts. In dem Wirbel einzelner Biografien rührt sich beim Leser der Wunsch, genauere Kenntnisse über die literarische, wissenschaftliche oder politische Tätigkeit dieser Akteure zu gewinnen bzw. das bis dahin Erfahrene zu bündeln. Dabei treten einige nur am Rande ins Blickfeld der Autorin – wie etwa der Kunstmäzen Lajos Hatvany, Andor Gábor, dessen gesammeltes journalistisches Schaffen in den Bänden *Briefe aus Wien* und *Briefe aus Berlin* herausgegeben wurden und der in Berlin Mitbegründer der Zeitschrift *Linkskurve* war, sowie Julius Háry, der in Deutschland mit seinen frühen Dramen bekannt geworden ist. Obwohl sie mit dem Berliner Emigrantenkreis der linken Intelligenz eng verbunden waren, bleiben beispielsweise auch József Lengyel, der zum Kreis von *Ma* gehörte und nach Berlin emigrierte, Ervin Sinkó, dessen Weg nach der Niederschlagung der Räterepublik nach Wien führte, und Ilona Duczynska, über deren Leben und Liebe zu Polányi – einem der Protagonisten dieses Buches – György Dalos schrieb, gänzlich unerwähnt.

Da sich das Buch in erster Linie die Erforschung der Kontakte und nicht die Werke der aufgeführten Intellektuellen zum Ziel gesetzt hat, verwendet G. Biografien und andere Sekundärwerke über die Protagonisten, was ihr die gezielte Aufarbeitung entsprechender Informationen erlaubt. Wenn sie z.B. die Zeitschrift *Ma* und deren Gründer Lajos Kassák in die „Netzwerke“ einfügt, stützt sie sich stark auf die hervorragenden Arbeiten der Kunsthistorikerin Krisztina Passuth. Dahingegen erzählt Kassák in seiner mehrbändigen Auto-

biografie *Das Leben eines Menschen* fabelhaft von seinen Streifzügen durch Deutschland (u.a. Berlin), Paris, berichtet über seine erste Begegnung mit der Avantgarde, über Ausstellungen und Galerien, die ihm nach seiner Rückkehr nach Budapest sowohl für seine Dichtkunst als auch für seine bildende Kunst als Vorbild dienen.¹

Das Buch bietet durch seinen kollektivbiografischen Ansatz einen Einblick in das geistige und kulturelle Leben der ungarischen Juden am Anfang des Jahrhunderts, von denen nach der Räterevolution von 1919 viele nach Wien oder über Wien nach Berlin emigrierten. Auf diese Weise sollten sie nach einer gerade erst erfolgten Assimilation an die ungarische Gesellschaft den Versuch unternehmen, sich in das deutsche – linke – kulturelle Leben zu integrieren. Allerdings wünschte man sich oft präzisere Formulierungen und Quellenangaben (besonders im Kapitel „Forschungsstand“), eine größere stilistische Sicherheit und gründlichere Korrektur, um z.B. allzu komplizierte Sätze wie den folgenden zu vermeiden: „Die von uns benutzten Erinnerungen scheinen den ‚Berlin-Mythos‘ zu bestätigen, weshalb andere aus dieser Zeit stammende [!] Quellen, die auch den alltäglichen Überlebenskampf, die Schwierigkeiten des Emigranten-Daseins, die persönlichen Zerwürfnisse der Emigrantengruppen usw. widerspiegeln, diesen ‚Rekonstruktionen‘ gegenübergestellt werden sollen“ (S. 18). G. gelingt es nachzuzeichnen, inwieweit man dieses Unternehmen als erfolgreich bezeichnen kann und welche Kontakte zwischen den ungarischen und deutschen Intellektuellen daraus entstanden sind. Jedenfalls gewinnt der Leser einen guten Einblick in das reiche geistige und kulturelle Leben Ungarns in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh.

Berlin

Kornelia Papp

¹ LAJOS KASSÁK: *Egy ember élete. Önéletrajzi regény I-III*, Budapest 1927-1935.

Lucyna Darowska: Widerstand und Biografie. Die widerständige Praxis der Prager Journalistin Milena Jesenská gegen den Nationalsozialismus. transcript. Bielefeld 2012. 528 S., graph. Darst. ISBN 978-3-8376-1783-2. (€ 39,80.)

„Widerständige Praxis“ – mit diesem Begriff grenzt Lucyna Darowska ihre Protagonistin vom Widerstandskämpfer als einer heroischen Figur ab. Anhand des Lebenswegs von Milena Jesenská (1896-1944) geht sie der Frage nach, durch welche biografischen Faktoren widerständiges Handeln ermöglicht wird. Jesenská ist vor allem als die Adressatin von Franz Kafkas Liebesbriefen bekannt. In D.s politikwissenschaftlicher Dissertation geht es jedoch um einen völlig anderen Zusammenhang: Jesenská widersetzte sich lange nach Kafkas Tod der nationalsozialistischen Herrschaft im Protektorat Böhmen und Mähren. Dies tat sie als Journalistin und indem sie bedrohten Menschen zur Flucht verhalf. Warum passte sie sich nicht an? Wie blieb sie trotz drohender Gefahr handlungsfähig? Diesen Fragen geht die Studie nach; dabei werden die unterschiedlichen Lebensabschnitte der Protagonisten jeweils auf ihre Dispositionen für die spätere Renitenz untersucht. Biografieforschung ist in der Politikwissenschaft eher selten. D. geht jedoch davon aus, dass sich politisches Handeln aus biografischen Motiven speist, die empirisch nachweisbar sind. Insofern versteht sie ihre Studie auch als Anregung insbesondere für die Widerstandsforschung.

Mehr als ein Drittel der Studie widmet sich dem theoretisch-methodischen Konzept, nämlich das erste Kapitel dem Biografischen („New Historism als methodischer Rahmen biographischer Analysen in der Politikwissenschaft und Forschungsdesign der Arbeit“) und das zweite dem Widerständischen („Strukturen widerständiger Praxis“). „New Historism“ beschreibt dabei einen sich vom Historismus und von der „Geschichte großer Männer“ abgrenzenden Zugang, der zunächst auf die Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen gerichtet ist. Damit einher geht auch eine Akzentverschiebung in der Definition des Politischen: Die Aufmerksamkeit richtet sich auf die politischen Handlungen der Einzelnen in

ihrem gesellschaftlichen Umfeld und im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Unter dieser Prämisse wird zugleich die Fixierung auf spektakuläre widerständische Aktionen und auf vermeintliche Helden zugunsten komplexerer Zugänge aufgegeben.

Diese Vorannahmen prägen die weitere Darstellung. In vier Kapiteln werden so die biografischen Stationen der Protagonistin analysierend dargestellt. Erzählt wird die in vielen Details und Wendungen erstaunliche Geschichte einer jungen Frau aus dem Prager Bürgertum, die der ersten Generation Gymnasiastinnen angehörte und als Jugendliche ihre schwer kranke Mutter bis zu deren Tod pflegen musste. Das Verhältnis zur Mutter wird als liebevoll, das zum Vater als problematisch geschildert. Noch minderjährig übte sich Jesenská in zahlreichen Grenzüberschreitungen. Unter anderem verkehrte sie im Kreis der Literaten im Café Arco, wo sie auch Ernst Pollak kennenlernte. Die sich anbahnende Beziehung versuchte der Vater mit allen Mitteln zu unterbinden, wohl auch weil Pollak Jude war. Dieser Absicht folgte zumindest zum Teil auch die zwangsweise Einlieferung der 18-jährigen Milena in die Psychiatrie, wo sie einige Monate verbrachte und danach mit Pollak in das Wien der Nachkriegszeit zog, wo in jeder Hinsicht eine eher düstere Stimmung herrschte. Das Leben der jungen Frau war nun von zahlreichen Brüchen und Tragiken gekennzeichnet: schwere Krankheit, Morphiumsucht, eine von Eifersucht und Missverständnissen geprägte Ehe, schwierige Liebesbeziehungen und schwere Geldnöte sowie die ersten Arbeiten als Journalistin. 1925 zog Jesenská nach Prag zurück, wo sie sich der Gruppe Devětsil anschloss und den Architekten Jaromír Krejcar kennenlernte, der ihr zweiter Ehemann und Vater ihrer Tochter Jana wurde. Auch diese Ehe scheiterte. In dieser Zeit gab es viele destruktive Elemente im Leben Jesenskás, u.a. mit Sicherheit einen, vermutlich mehrere Selbstmordversuche. Trotz beruflicher Erfolge blieben Geldnöte prägend. In den späten 1920er Jahren näherte sich Jesenská kommunistischen Kreisen an, distanzierte sich jedoch (unter Inkaufnahme erheblicher beruflicher Probleme) aufgrund ihres klaren Urteils über die stalinistischen Säuberungen schnell wieder davon. D. konstatiert während all dieser schwierigen Jahre eine zunehmende Tendenz Jesenskás, durch eigenes Handeln ihre Situation zu verbessern. Sie bescheinigt ihr zugleich große Empathiefähigkeit, die sich auch in Jesenskás Reportagen nachvollziehen lässt, und eine bemerkenswerte Furchtlosigkeit bei der Umsetzung dessen, was sie gefühlsmäßig für richtig hielt.

Nach dem Münchner Abkommen und bis zu ihrer Einstellung Ende 1939 arbeitete Jesenská bei der Zeitschrift *Přítomnost*, die dem Umfeld um den Gründungspräsidenten Tomáš Garrigue Masaryk, der sog. „Burg“, nahestand, und später bei der Untergrundzeitung *V boj*. In dieser Zeit sind ihre Beiträge vor allem von Patriotismus und der Aufforderung zu widerständischem Handeln geprägt. Dabei war zugleich das Einfühlungsvermögen für die zahlreichen Flüchtlinge (besonders aus dem Deutschen Reich) und später für die Verfolgten groß. Nachdem Jesenská zahlreichen Menschen zur Flucht verholfen hatte, versäumte sie es, selbst rechtzeitig das Land zu verlassen. Sie wurde im November 1939 verhaftet und 1940 in Ravensbrück interniert, wo sie 1944 infolge einer Nierenkrankheit starb. Im Konzentrationslager arbeitete sie in der Krankenabteilung. Dies ermöglichte es ihr, zahlreiche Menschen vor der Exekution und vor Menschenversuchen zu retten. Der Schilderung nach konnte sie selbst unter den dortigen Bedingungen ihre Würde bewahren. D. schlussfolgert, dass Jesenská deswegen widerständige Praxis geübt habe, weil sie aufgrund eines tief empfundenen Mitgefühls nicht anders konnte. Dies erscheint in der dargestellten Perspektive als eine Folge der überwundenen Krisen und der Liebe zum Leben. Der Antrieb zum eigenständigen Handeln und die Fähigkeit zur autonomen Urteilsbildung sind demnach zusammen mit einer aus zahlreichen Grenzerfahrungen und der frühen Renitenz genährten Furchtlosigkeit die Dispositionen, die Jesenská dazu brachten, vor der Besatzungsmacht aufrecht zu bleiben. Diese These wird am Beispiel anderer Biografien verallgemeinert. So werden erfahrene Liebe, die Liebe zum Leben und überwundene Krisen als biografische Dispositionen für widerständisches Handeln ausgemacht. Von entscheidender Bedeutung sei dabei die Fähigkeit zu einer komplexen und empathischen Wahrnehmung der Welt und zum eigenständigen Handeln (im Gegensatz zur Rigidität) gewesen.

Um diesen Befund zum Thema Widerstand und Biografie auf die theoretisch-methodischen Überlegungen zurückzuführen, wird schließlich der „Mythos Milena“ im Kontrast des Heydrich-Attentats ausgeleuchtet. Wo man zunächst annimmt, die Figur würde in Beziehung zu den Attentätern und damit zum heroischen Widerstandskämpfer gesetzt, vollzieht die Autorin plötzlich einen Schwenk hin zu einem Vergleich von Täter- und Widerstandsbiografien; sie vergleicht also Heydrichs Dispositionen mit denen von Jesenská. Auch wenn dieser Vergleich zum Teil durchaus erhellend ist, ist der Bruch in der Argumentation dennoch kritisch anzumerken. Insgesamt ist die Studie überaus detailreich und in vielen Punkten anregend. In dem Bemühen um eine dichte Beschreibung werden aber gerade die historischen Kontexte teilweise etwas weitschweifig behandelt. Dabei hat sich die Vf. teils etwas übernommen, was auch in einem unsicheren Umgang mit den Ergebnissen der historischen Forschung und in der allzu großen Bereitschaft, den Betrachtungen Jesenskás zu folgen, zum Ausdruck kommt (etwa, wenn es um die Rolle von Edvard Beneš oder die Minderheitenpolitik der Zwischenkriegszeit geht). Nichtsdestotrotz ist die Arbeit ein wichtiger Beitrag zur Frage der Handlungsbefähigung von Subjekten im politischen Kontext und empfiehlt sich daher einem breiten Fach- sowie auch dem interessierten Publikum zur eingehenden Lektüre.

Regensburg

Natali Stegmann

Thomas Ditt: „Stoßtruppfakultät Breslau“. Rechtswissenschaft im „Grenzland Schlesien“ 1933-1945. (Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 67.) Mohr Siebeck. Tübingen 2011. XIV, 318 S. ISBN 978-3-16-150374-0. (€ 79,-.)

Mit der vorliegenden Dissertation hat Thomas Ditt 2009 in Frankfurt am Main promoviert. Sie ist mit dem Werner-Pünder-Preis für hervorragende Arbeiten zum Staatsrecht und zur politischen Ideengeschichte ausgezeichnet worden und erscheint in einer renommierten rechtsgeschichtlichen Reihe. All dies weist bereits auf ihre hohe Qualität hin. Das Werk ist von der deutschen Fachöffentlichkeit über die engen Grenzen der Rechtsgeschichte hinaus durchaus anerkennend und nur in manchem Detail oder kleineren methodischen Schwächen mit milder Kritik angenommen worden.¹

Hier soll insbesondere auf die Tatsache eingegangen werden, dass das Buch gerade für den osteuropäischen Bezug eigentlich viel mehr bietet, als der Titel vermuten lässt. Das dort hervorgehobene, von Karl August Eckhardt (1901-1979) geprägte Konzept einer juristischen „Stoßtruppfakultät“ als Vorreiter der nationalsozialistischen Rechtserneuerung neben den Juristenfakultäten in Kiel und Königsberg erweist sich dabei als ein Provisorium, was seine Verwendung durch Eckhardt, die Rechtserneuerung im allgemeinen sowie die Breslauer Juristenfakultät angeht. Der provisorische Charakter dieses militärisch geprägten Konzeptes, das zudem mit einer markigen Bezeichnung aufwartete, wird auch vom Vf. mehrfach hervorgehoben (S. 134 ff., 273). Es hat sich vor allem in der Personalpolitik niedergeschlagen: schon vor dem Stoßtruppaufruf in der Entlassungswelle infolge des Berufsbeamtengesetzes von 1933, in der „Arisierung“ (S. 43 ff.) sowie in der Berufungspolitik. Hiervon sollten vor allem junge und parteipolitisch engagierte Wissenschaftler (Gustav Adolf Walz, Heinrich Henkel, Hans Würdinger, Heinrich Lange, Hans Thieme als Professoren sowie Norbert Gürke als Dozent) bzw. schon länger für ihre antirepublikanische Gesinnung bekannte Personen wie Axel Freiherr von Freytagh-Loringhoven profitieren. Allerdings waren mehrere jungen Stoßtrupppler schon vor 1940 zu anderen Hochschulen gewechselt, und die Breslauer Juristenfakultät war die „längste Zeit ihres Bestehens: [...] ei-

¹ Vgl. z.B. die Rezensionen von SEBASTIAN FELZ (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-2-185>) und FRANK-RUTGER HAUSMANN (<http://ifb.bsz-bw.de/bsz333816870rez-1.pdf?id=3864>) (10.06.2013).

ne der größeren deutschen Rechtsfakultäten. Nicht mehr und nicht weniger“ (S. 136) – und dies gilt auch für den Großteil des betrachteten Zeitraums.

Anstatt eines dezidiert im Sinne der NS-Ideologie durchgeführten Programms bekommt man durch diese Studie allerdings ein viel differenzierteres Bild vor Augen geführt, wo neben der offiziellen Politik etwa das allgemeinemenschliche Empathievermögen oder auch das bloße Versagen der Verwaltungsbürokratie vorkommt. So suggeriert der Haupttitel des Buches mehr, als die Fakultätsgeschichte zu bieten vermag, wenn auch der Aufbau und die Merkmale der politisierten Stoßtruppfakultät sorgfältig nachgezeichnet werden – insbesondere in dem letzte Hauptkapitel über das „Gemeinschaftsdenken in der Stoßtruppfakultät“. Allerdings wird das Gemeinschaftsdenken eher skizziert und nicht etwa über die allgemeinen wissenschaftsideologischen Positionen der Autoren hinaus – bis etwa hin zu den rechtsdogmatischen Einzellösungen – nachgezeichnet.

Die Einbeziehung ungedruckter Quellen nicht nur für diesen ca. 50 Seiten starken Teil verdient besondere Beachtung, ebenso wie der Versuch, außer den Stimmen von Professoren, Dekanen, Rektoren und Ministerialbeamten auch die Studenten, Assistenten und Habilitanden einzubeziehen, wenn auch die Quellenbasis dafür nicht gerade reichlich ist. In methodischer Hinsicht ist dieser Versuch aber gerade für die Forschung zu Universitäten im Nationalsozialismus besonders wichtig. Ebenso wie etwa in der Sowjetunion oder der DDR wollte man auch im nationalsozialistischen Deutschland die traditionelle Ordinarienuniversität abbauen. Dabei kam dem nichthabilitierten Lehrpersonal eine besondere und in mancher Hinsicht sogar führende Rolle zu, sofern ihre Aktivitäten parteipolitisch durchdrungen und aus Sicht des NS-Regimes vielversprechend waren.

Dieser Aspekt kommt in dem Buch allerdings ziemlich kurz. Man erfährt zwar viel über persönliche Beziehungen, vertraulich mitgeteilte Gedanken und Urteile, universitäts- oder ministeriumsinterne Dokumente, aber die direkte Beeinflussung durch die NSDAP wird nur selten sichtbar. Die Vergleiche etwa mit den an der Kieler Fakultät vertretenen Positionen erwecken fast den Eindruck, als habe es sich um eine offene wissenschaftliche Diskussionslandschaft gehandelt. An und für sich sind diese Vergleiche aber äußerst interessant und aufschlussreich, indem sie einerseits in der Tat eine gewisse Kontinuität der traditionsreichen Wissenschaftskultur auch unter dem Hakenkreuz bezeugen, andererseits aber verblüffend klar zeigen, in welcher vielfältiger Form und von welcher unterschiedlichen Positionen her die Rechtswissenschaft politisierbar und das Recht politisch instrumentalisierbar ist. So hat der Vf. auch Recht, wenn er diese Vorgänge nicht so sehr mit Machtstrukturen und politischer Gewalt erklärt, sondern in vielen Fällen vor allem persönlichen Ehrgeiz bzw. dessen Fehlen als einen wichtigen Faktor aufzeigt und hervorhebt. Exemplarisch dafür steht der Völkerrechtler Gustav Adolf Walz (1897-1948), der noch vor seinem 40. Lebensjahr vom Dezember 1933 bis 1937 die Stellung eines „Führerrektors“ in Breslau wahrnehmen konnte – sorgfältig abgewägt und konzeptionstreu durchgeführt, wie es D. überzeugend vorführt.

Hier erweist sich ein weiteres kleines Defizit des Buchtitels: Es geht D. keinesfalls nur um die Rechtsfakultät und -wissenschaft. Man erhält vielmehr ein beeindruckend komplexes Bild von Walz' Ausbaukonzeption für die Universität insgesamt im Kontext der Pläne früherer Rektoren, über die besondere Situation und Rolle Breslaus als schlesischer Grenzland-Universität schon nach 1918/19 und über die Entwicklungen in der Deutschen Ostforschung, wo Breslau als Universitäts- und Forschungsort eine besondere Stellung innehatte. Es ist interessant zu verfolgen, wie die jeweiligen Aufgabenstellungen in dieser interdisziplinären Fachrichtung sich nach 1933 sowohl tradierten als auch veränderten und wie weitere (universitäts)politische Vorgänge – wie die nationalsozialistische Eroberungspolitik und die „Erhebung“ der Universitäten von Graz, Innsbruck, Wien, Posen und Prag zu „Reichsuniversitäten“ – die Stellung, die Aufgaben und die Schwerpunkte der Breslauer Ostforschung verschoben haben. D. greift den Bezug auf den Osten insbesondere in seinem umfangreichen zweiten Kapitel „Recht im Grenzland“ auf. Es werden dabei nicht nur die Probleme erörtert, die aus Breslaus Lage im schlesischen Grenzland erwachsen waren

oder nur die Rechtswissenschaft betrafen. Der Bezug zu der Rechtsfakultät ist in diesem Abschnitt eher vage, aber es wird u.a. auch erläutert, welche Rolle die rechtswissenschaftliche Abteilung des Breslauer Osteuropa-Instituts sowohl in der zeitgenössischen Rechtswissenschaft als auch in der Ostforschung spielen konnte und wollte.

Gerade wegen der Ausführungen zur Ostforschung ist das Buch für Ostmitteleuropahistoriker eine empfehlenswerte Lektüre. Es hat gerade über die Grenzen der Fachdisziplin Rechtsgeschichte hinaus vieles zu bieten. Der Vf. bedient sich einer klaren und ausdrucksreichen Sprache und hat den bei einer Dissertation üblichen Großkapiteln einen Prolog als atmosphärische Annäherung an das Thema vorangestellt.

Tartu

Marju Luts-Sootak

Gewalt und Alltag im besetzten Polen 1939-1945. Hrsg. von Jochen Böhler und Stephan Lehnstaedt. (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 26.) fibre. Osnabrück 2012. 566 S., Ill. ISBN 978-3-938400-70-8. (€ 39,80.)

Der vorliegende Sammelband geht auf ein gleichnamiges Symposium des Deutschen Historischen Instituts (DHI) Warschau und des Danziger Museums des Zweiten Weltkriegs zurück, das im November 2009 in Warschau stattfand. Es war dies die bislang letzte Veranstaltung einer Tagungsreihe, die das DHI Warschau mit jeweils einem polnischen Kooperationspartner seit 2002 zu Themen der deutschen und sowjetischen Besatzungsherrschaft in Polen sowie zur Ermordung der europäischen Juden durchgeführt hat. Die Konferenzreihe zielte auch darauf, deutsche und polnische Historikerinnen und Historiker zusammenzubringen, um die bislang meist getrennt diskutierten Forschungsansätze und -ergebnisse gemeinsam zu erörtern. Für die Geschichtsschreibung über Polen im Zweiten Weltkrieg ist ja bezeichnend, dass bis heute zwei nationale Forschungstraditionen existieren, deren jeweilige Resultate im anderen Land nicht oder kaum rezipiert wurden und werden. Nach Kriegsende stand in Polen die Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Herrschaft über Polen im Zentrum der Historiografie, während dies die deutsche professionelle Historikerzunft (von wenigen Ausnahmen abgesehen) lange Zeit nicht oder kaum interessierte. Das sowjetische Besatzungsregime in Polen hingegen war zunächst weder im Osten noch im Westen ein Thema. Die Forschungsthemen und Erkenntnisinteressen änderten sich mit den politischen Umbrüchen in Osteuropa seit Anfang der 1990er Jahre fundamental; wesentlich trug dazu auch die Öffnung der Archive bei. Nun stand in der polnischen Historiografie die sowjetische Okkupation Polens im Fokus, während sich die deutschen Historiker intensiv mit der nationalsozialistischen Herrschaft in Ost- und Mitteleuropa und insbesondere mit dem Judenmord beschäftigten. In Anbetracht von Ausmaß und Ungeheuerlichkeit der NS-Verbrechen war die sowjetische Besatzungsherrschaft in Polen in Deutschland kaum ein Thema. Vor diesem Hintergrund ist allein schon die Tatsache, dass die Konferenzreihe stattfand und die dort gehaltenen Vorträge in überarbeiteter Fassung veröffentlicht wurden, als bedeutsam einzuschätzen. Wünschenswert wäre freilich, dass die Bände auch auf Polnisch erscheinen, um der interessierten polnischen Öffentlichkeit die Ergebnisse vorzustellen.

Der hier zu besprechende Sammelband wird von Stephan Lehnstaedt eingeleitet und behandelt vier Themenbereiche: Zunächst geht es um die Formen und Ausprägungen der nationalsozialistischen beziehungsweise sowjetischen Besatzung Polens im Zweiten Weltkrieg und die Frage, ob sich dabei spezifisch nationalsozialistische beziehungsweise sowjetische Herrschaftsmethoden herausbildeten. Zweitens werden Rekrutierung, Sozialstruktur und Terrorpraxis der maßgeblichen Akteursgruppen untersucht, die hier „Neue Eliten“ genannt werden. Drittens steht die Ethnisierung des Alltags im Fokus. Gefragt wird nach den Auswirkungen der neu etablierten Herrschaftsformen für die in Polen lebenden Menschen und nach der Praxis der von den Besatzungseliten ausgeübten Gewalt. Viertens schließlich wird der Widerstand gegen die beiden Okkupationsregime aus polnischer, jüdischer, ukrainischer und litauischer Sicht geschildert. Allen Beiträgen, so L., sollten

drei methodische Perspektiven zugrunde liegen: Es gehe erstens um einen alltagsgeschichtlichen Ansatz, zweitens um die Formen der ausgeübten Gewalt und drittens um einen Vergleich der beiden Besatzungsregime. Das voluminöse Buch umfasst 25 Aufsätze – überwiegend von Nachwuchswissenschaftlern und nur in wenigen Fällen von Nachwuchswissenschaftlerinnen verfasst – und wird durch ein hilfreiches Personen- und Ortsregister abgerundet.

Es kann hier nicht der Ort sein, die stets lesenswerten Beiträge *en détail* vorzustellen und alle Ergebnisse zu würdigen. Hervorzuheben ist jedoch zum Ersten die Tatsache, dass die Besatzungsregime in Polen überhaupt untersucht werden. Denn hier wurde während des Zweiten Weltkriegs Terror in einem Maße ausgeübt, der bislang in Mitteleuropa unbekannt war und im Massenmord an den europäischen Juden kulminierte. Für die deutsche Leserschaft sind zum Zweiten insbesondere die Beiträge der polnischen Historiker interessant, da über die sowjetische Besatzungspolitik und ihre Akteure hierzulande wenig bekannt ist, über die nationalsozialistische Okkupation hingegen vergleichsweise viel. So beschreibt Anna Zapalec in ihrem Beitrag über die sowjetischen Verwaltungsbeamten in den polnischen Ostgebieten, wie dort innerhalb von weniger als zwei Jahren eine Verwaltungsstruktur nach sowjetischem Muster errichtet wurde. Durch die Schaffung von Kolchosen und Sowchosen und die Forcierung der „Nationalisierung“ von Unternehmen und Institutionen veränderten sich die Wirtschaftsstruktur und das gesellschaftliche Leben nachhaltig (S. 153). Als zentrale Akteure, die den Prozess vorantrieben, identifiziert Z. Angehörige des Militärs, des Volkskommissariats des Inneren (NKVD) sowie Polit- und Parteifunktionäre. Auf die besondere Bedeutung des NKVD für die Ausübung von Gewalt weist auch Piotr Kołakowski hin, der die NKVD-Funktionäre als „revolutionäre Avantgarde“ (S. 155) charakterisiert. NKVD-Sonderheiten, bestehend aus erfahrenen Mitarbeitern des staatlichen Sicherheitsapparats der UdSSR und strikt zentralistisch organisiert, folgten den sowjetischen Truppen unmittelbar nach dem Einmarsch in die polnischen Ostgebiete im September 1939. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, so K., die kommunistische Herrschaft zu festigen und jegliche Formen von Widerstand zu bekämpfen (S. 158). Zu ihren Terrorpraktiken gehörten Verhaftungen, Folter, Zwangsaussiedlungen und Mord. Auf welche Weise der NKVD gegen den polnischen Untergrund in den von der Roten Armee besetzten Gebieten vorgeing, untersucht Rafał Wnuk. Gestützt auf ein engmaschiges Netz von Geheimdienstmitarbeitern konnten die Untergrundgruppen enttarnt und zerschlagen werden (S. 526); zudem wurden zwischen September 1939 und Juni 1941 mehr als 110 000 Polen als „sozial gefährliche Elemente“ verhaftet, zum Teil verurteilt, zum Teil ermordet (S. 535 f.). Am Vorabend des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion war also der „Widerstandsgeist“ der Bevölkerung in den sowjetisch besetzten Gebieten Polens bereits stark geschwächt (S. 539). In den Aufsätzen wird jedoch auch deutlich, dass die Repression nicht nur von Militär, NKVD und Parteifunktionären ausging. So zeigt Daniel Boćkowski in seinem Beitrag über die sowjetische Gerichtsbarkeit in den besetzten Ostgebieten, dass auch diese Teil des Besatzungsregimes war und zur Herrschaftssicherung beitrug.

Drittens sind schließlich diejenigen Beiträge hervorzuheben, die explizit vergleichend vorgehen. So zeigen etwa Tarik Cyril Amar und Felix Ackermann am Beispiel der Stadt Lemberg beziehungsweise Grodno Kontinuitäten und signifikante Unterschiede des Alltags unter der doppelten Besatzung.

Die meisten Beiträge konzentrieren sich jedoch entweder auf die sowjetische oder auf die nationalsozialistische Okkupation. Sie schreiben zudem eine klassische Strukturgeschichte: Der „Alltag“ im Sinne einer sozialen Praxis (Alf Lüdtke) der sich routinisierenden Gewaltanwendung wird nicht systematisch untersucht – entweder, weil die dafür notwendigen Quellen nicht überliefert sind, vor allem aber, weil erst einmal die grundlegenden Rahmenbedingungen für das Handeln der Akteure rekonstruiert werden (müssen). So bleiben die meisten Vf. der für sich genommen interessanten Aufsätze nicht nur an der Strukturgeschichte orientiert, sondern sie vergleichen – bis auf wenige Ausnahmen – die

beiden Regime auch nicht. Es ist wohl noch zu früh für komparatistische Studien oder gar für eine synthetisierende Gesamtdarstellung der Geschichte Polens zwischen 1939 und 1945 aus alltagsgeschichtlicher Perspektive.

Freiburg i. Br.

Karin Orth

Gerhard Wolf: Ideologie und Herrschaftsrationalität. Nationalsozialistische Germanisierungspolitik in Polen. (Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts.) Hamburger Ed. Hamburg 2012. 528 S. ISBN 978-3-86854-245-5. (€ 28,-.)

Die nationalsozialistische Besatzungspolitik in Polen ist ein Themenfeld, das als gut und umfangreich erforscht gelten kann. Dementsprechend geht es Gerhard Wolf weniger um sensationelle neue Quellen, sondern um eine Neuinterpretation und -bewertung historiografischer Erkenntnisse. Vor allem erscheint ihm eine rein ideologisch-rassistisch orientierte Motivsuche als wenig überzeugend, denn seiner Meinung nach „[...] orientieren sich die Besatzer nicht an rasseanthropologischen Kriterien, sondern zielten auf Kollaborations- und Leistungsbereitschaft, auf Unterordnung und den Eifer, sich deutsche Sprachkenntnisse anzueignen“. Deswegen führe der Ansatz, „die Praxis der deutschen Besatzungsorgane vor allem im Rekurs auf zentrale ideologische Schriften des Regimes zu deuten“, in die Irre. Vielmehr sei es nötig, „den dialektischen Zusammenhang von Selektionspraxis und ihrer ideologischen Begründung nach[zu]zeichnen“ (S. 21). Diese Aufgabe erfordert einen umfangreichen Quellenkorpus. W. arbeitet daher mit Dokumenten der Berliner Zentralinstanzen ebenso wie mit der höheren Verwaltungsebene und den Hinterlassenschaften regionaler deutscher Besatzungsbehörden vor Ort.

Einleitend skizziert der Autor die preußisch-deutsche Germanisierungspolitik in den Ostprovinzen, wobei er besonderen Wert auf die mit Beginn des Ersten Weltkriegs auftauchenden Deportationspläne legt, die für diejenigen Territorien, die dem deutschen Staatsgebiet zugeschlagen werden sollten, diskutiert wurden. Anschließend führt er die Darstellung über die Volkstumspolitik der Weimarer Republik und des „Dritten Reiches“ bis zu den ersten Verbrechen nach dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939.

Ausführlich widmet sich der Vf. den Umsiedlungsaktionen, die zu ethnografischen Zwangsmaßnahmen gegen die jüdische und polnische Bevölkerung führten. W. legt dabei Wert auf die Feststellung, dass den Deportationen zunächst vor allem die „politische Elite der polnischen Gesellschaft“ zum Opfer fiel, damit sollten die „machtpolitischen Grundlagen für die eigene Herrschaft“ (S. 164) geschaffen werden. Neben dieser negativen Ausformung der Besatzungspolitik gab es eine positive Ausrichtung, durch die versucht wurde, möglichst viele Einwohner auf die eigene Seite zu ziehen, auch wenn dabei die rassistischen Kriterien des Nationalsozialismus zugunsten der politischen Einstellung pragmatisch interpretiert werden mussten. Bei der Darstellung der diesbezüglichen Maßnahmen betont der Vf., dass die eigentliche Motivation der deutschen Herren „einer herrschaftsfunktionalen Logik“ (S. 165) folgte. Anschließend belegt W., welche Schwierigkeiten die deutschen Behörden und Parteistellen bei der Feststellung einer „deutschen Volkszugehörigkeit“ hatten.

Damit kommt der V. zum Kern seiner Arbeit, dem Gegensatz zwischen Ideologie und rationaler Machtpolitik, der in Kapitelüberschriften wie „Herrschaftsfunktionale Dilemmata rassistischer Deportationspolitik“ (S. 191) zum Ausdruck kommt. Dabei schildert er die verschiedenen Deportationsplanungen, die er als „dystopische Fluchten“ (S. 228 zum sog. „Madagaskar-Plan“) bezeichnet. In der Tat waren die Unterschiede bei den Eindeutungskriterien zwischen den einzelnen Gauen groß, so dass sowohl das Reichsinnenministerium als auch besonders die SS unzufrieden waren. Je mehr Personen der Deportation entgingen, desto schwieriger wurde die Ansiedlung der „Heim ins Reich“-Geholten – und desto mehr litt das Renommee der SS. Der Konflikt entzündete sich damit an der Zahl der zu Deportierenden: Während die SS ideologisch puristisch einzig Rassekriterien zur Anwendung bringen wollte, agierten die Pragmatiker vor Ort weit weniger linientreu, indem

als entscheidendes Kriterium eine deutschfeindliche Haltung postuliert wurde. Dies bedeutete aus Sicht des Reichssicherheitshauptamtes die Eindeutschung von „Hunderttausende[n] des bodenständigen Polentums“ (S. 294) in Danzig-Westpreußen; in Oberschlesien sah man nach Meinung der SS sogar die „Gesamtbevölkerung der Provinz als Volksdeutsche“ an (S. 295). Das Innenministerium dagegen suchte eine Begrifflichkeit zu etablieren, die zwischen „deutscher Volkszugehörigkeit“ und „deutschstämmig“ differenzierte. Unter diesen Umständen kommt der Autor zu der nachvollziehbaren Schlussfolgerung, „die deutsche Volkstumspolitik“ habe „einem Trümmerfeld“ geglichen: „Von einer einheitlichen nationalsozialistischen Germanisierungspolitik konnte fast ein Jahr nach dem Überfall auf Polen keine Rede sein“ (S. 302). Dies hing auch mit der Selbstherrlichkeit der betreffenden Gauleiter zusammen, insbesondere Albert Forster verfolgte im Gau Danzig-Westpreußen eine eigenständige Politik, die in der „Wiedereindeutschungsaktion“ vom Dezember 1940 gipfelte.

Im letzten Hauptteil des Buches geht es W. um den Arbeitseinsatz der einheimischen Bevölkerung nach dem Scheitern des Blitzkrieges gegen die Sowjetunion. Die daraus resultierenden „herrschaftsfunktionalen Erfordernisse“ hätten „die Deportationen von einem Instrument der Germanisierungs- in ein Instrument der Arbeitspolitik“ (S. 343) verwandelt, denn jetzt seien Polen zum Arbeitseinsatz nach Westen in das Deutsche Reich gebracht worden. Rassische Kriterien, wie sie vor allem von der SS propagiert wurden, spielten nun eine weit untergeordnete Rolle. Die Argumentation des Autors ist dabei durchaus überzeugend, doch geht er zu weit, wenn er die Motivation für die ‚Endlösung‘ der Judenfrage zu eng an diese Vorgänge koppelt: „Da die ideologisch gebotene Deportierung der polnischen Bevölkerung aus wirtschaftlichen und sicherheitspolitischen Gründen ausgeschlossen war, holten die Besatzer gegenüber den Juden zu einem umso radikaleren Schlag aus“ (S. 362).

Zweifellos hat W. in seiner Untersuchung deutlich machen können, dass zwischen Ideologie und pragmatischer Praxis und Umsetzung ein deutlicher Unterschied auszumachen ist. Auch die ‚positiven‘, inklusiven Aspekte („assimilatorische Tendenz“, S. 479) der NS-Germanisierungspolitik als Spiegel der negativen (und mörderischen) Deportationen und Selektionen werden in der Arbeit thematisiert und vorgestellt – und schließlich leistet W. einen weiteren Beitrag zum NS-Ämterchaos und dem Konkurrenzkampf der verschiedenen Partei- und Staatsfunktionäre. Alles dies ist nicht unbedingt neu, doch in der vorliegenden Dichte und Durchdringung des Materials eine wichtige Ergänzung des bisherigen Schrifttums. Auch wenn man sich der etwas übertriebenen Schlussfolgerung des Vf., man habe sich aufgrund der Arbeit „von zwei in der Forschung zum Nationalsozialismus beliebten Grundannahmen zu verabschieden und eine neue Hypothese zu wagen“ (S. 480), nicht anschließt und auf die ein oder andere Schwäche hinweist (im Mittelteil z.B. eine den Leser ermüdende, recht langatmige und deskriptive Darstellung, oder die ubiquitäre Verwendung von Lieblingsworten wie „herrschaftsfunktional“ oder „Politikfeld“), ist das Buch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Besatzungspolitik in Polen.

Lüneburg

Joachim Tauber

Bewachung und Ausführung. Alltag der Täter in nationalsozialistischen Lagern. Hrsg. von Angelika Benz und Marija Vulesica. (Geschichte der Konzentrationslager 1933-1945, Bd. 14.) Metropol. Berlin 2011. 208 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-86331-036-3. (€ 19,-)

Nicht erst seit Christopher R. Brownings Studie über die „ganz normalen Männer“ des Polizeibataillons 101 und Daniel J. Goldhagens Untersuchung der „willigen Vollstrecker“

Hitlers¹ rückten nationalsozialistische Täter in den Fokus wissenschaftlicher Forschung. Bereits in den 1960er Jahren erschienen erste wissenschaftliche Beiträge zur Aufarbeitung der Täterthematik, denen zahlreiche Arbeiten aus unterschiedlichen Disziplinen gefolgt sind. In Ostmitteleuropa wurde im Zuge der demokratischen Wende der 1990er Jahre Archivgut zugänglich, dessen Auswertung vermehrt Fragen nach den Akteurinnen und Akteuren innerhalb des Systems der Konzentrations- und Vernichtungslager aufwarf. Dadurch hat sich die Täterforschung bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt zunehmend intensiviert.

In diesen Diskurs reiht sich auch der vorliegende Sammelband ein, der aus einem gleichnamigen Symposium an der Berliner Stiftung Topographie des Terrors im Juli 2010 hervorgegangen ist. Die Publikation umfasst insgesamt 14 Beiträge, von denen an dieser Stelle diejenigen zu Ostmitteleuropa näher vorgestellt werden. Die Hrsg. gehen von der Grundannahme aus, dass das heutige Bild nationalsozialistischer Täter noch immer von Pauschalisierungen geprägt ist, und lenken den Blick auf die in der Forschung bisher weitgehend vernachlässigte Tätergruppe der KZ-Aufseherinnen und -Aufseher, um mittels differenzierter historischer Ausarbeitungen die vagen und generalisierenden Vorstellungen über diese Tätergruppe aufzubrechen.

In den Beiträgen stehen – im Anschluss an den einführenden Aufsatz von Michael Wildt, der die zurückliegende NS-Täterforschung in übersichtlicher Weise nachvollzieht – die individuellen Karriereverläufe der Aufseherinnen und Aufseher im Mittelpunkt, um anhand der alltäglichen Aufgaben in den Konzentrations- und Vernichtungslagern Rückschlüsse zu ziehen auf „die Menschen, die die Gefangenen bewachten, die Mordbefehle ausführten oder auch aus eigener Initiative töteten“ (S. 8). Marc BuggeIn widmet sich der weltanschaulichen Schulung der KZ-Wachmannschaften in den letzten Kriegsmo-naten am Beispiel des „Nachrichtendienstes für die SS-Männer und Aufseherinnen in den Außenkommandos“ im Konzentrationslager Stutthof. Die heterogene Zusammensetzung des Wachpersonals machte, so B.s Argumentation, eine gezielte ideologische Schulung erforderlich, die mithilfe des *Nachrichtendienstes* erzielt werden sollte. Das Blatt befasste sich u.a. mit lagerspezifischen Themen sowie mit Gerüchten, an deren Widerlegung der SS ge-legen war. Meldungen betrafen vor allem die Rüstungsproduktion und Ankündigungen von „Wunderwaffen“, ohne auf den aktuellen Kriegs- und Frontverlauf einzugehen. „Der SS ging es“, so die Argumentation des Vf., „auch weniger um aktuelle Nachrichten, als um deren richtige weltanschauliche Einbettung, die ihr ob der heterogenen Wachmannschaften höchst zweifelhaft erschien“ (S. 177). Ferner thematisierte das *Nachrichtenblatt* Gräueltaten sowjetischer Soldaten in Ostpreußen und das „brutale“ Vorgehen der Westalliierten beim Vordringen auf deutsches Gebiet. Wie der Vf. resümiert, war es das zentrale Ziel des Blattes, „dafür zu sorgen, dass die Wachmannschaften ihren Dienst ordentlich erfüllten und die Hoffnung auf einen deutschen Sieg nicht völlig verlören“ (S. 183).

Den Arbeitsalltag im Krematorium des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek analysiert Elissa Mailänder anhand von Erinnerungen ehemaliger Aufseherinnen. Im Fokus steht das Scherzverhalten unter Kolleginnen und Kollegen sowie die Frage nach der Rolle von Gewalt in den sozialen Beziehungen innerhalb der Lager-SS. „Gerade in dieser Nahsicht auf den Arbeitsalltag und das Neckverhalten“, akzentuiert die Vf., „zeigt sich die Verwobenheit von Arbeit und Freizeit, von Vernichtung und Geselligkeit. Denn massive Gewalttätigkeit bedeutet nicht das Suspendieren von Alltag, vielmehr entfaltet sich auch im Ausnahmezustand – am Arbeitsplatz Konzentrationslager – und in der täglichen Gewaltpraxis eine eigene Form von Alltäglichkeit, die es zu ergründen und hinterfra-

¹ CHRISTOPHER R. BROWNING: *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*, Reinbek 1993; DANIEL J. GOLDHAGEN: *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996.

gen gilt“ (S. 185). Zwar waren die Aufseherinnen nicht direkt an der Tötungsarbeit beteiligt, doch leisteten sie wichtige Zuarbeit, indem sie bei der Selektion und bei Arbeiten im Häftlingsbad, das als Gaskammer diente, eingesetzt wurden. Auf das, was sie dabei beobachten mussten, reagierten sie mit „Galgenhumor“. Dieser war, so das Fazit der Vf., zum einen das Produkt ihrer vom alltäglichen Massenmord geprägten Umgebung, diente aber zugleich als Möglichkeit, sich mit ihrem Arbeitsumfeld zu arrangieren.

Angelika Benz widmet sich in ihrem Beitrag der Rolle der im SS-Lager Trawniki ausgebildeten Aufseher im nationalsozialistischen Vernichtungssystem. Die Männer, die insgesamt 26 Nationalitäten angehörten, fungierten als Hilfseinheiten der SS bei der Bewachung von Objekten, nahmen an Mordaktionen gegen zahlreiche Ghettos teil und wurden bei der Bewachung von Konzentrations- und Vernichtungslagern eingesetzt. Oft werden sie pauschal als „brutale Helfer der SS“ oder „Ukrainer“ bezeichnet. Obwohl sie bei den nationalsozialistischen Massenmorden eine zentrale Rolle spielten, fanden sie erst in jüngster Zeit Eingang in die historische Forschung. Ihre Geschichte und ihre individuellen Lebensläufe zeigten auf eindrucksvolle Weise, „wie Opfer zu Tätern werden können“ (S. 159). Nach dem Krieg gelang vielen von ihnen die Ausreise nach Amerika oder die Rückkehr in ihre Heimat, wo jedoch nur einzelne justiziell zur Verantwortung gezogen wurden. Am Beispiel des Prozesses gegen den ehemaligen Trawniki-Mann John Demjanjuk legt B. Schwierigkeiten bei der justiziellen Ahndung von NS-Verbrechen offen. Der Beihilfe zum Mord in 27 900 Fällen angeklagt, musste sich Demjanjuk von November 2009 bis Mai 2011 vor dem Münchener Landgericht verantworten. „Im Prozess“, akzentuiert die Vf., „griffen Anklage wie Verteidigung auf ein – jeweils anderes – pauschales Bild ‚der Trawniki‘ zurück und legten es ihrer Beweisführung zugrunde, ohne zuvor zu belegen, welchen Weg der hier vor Gericht Stehende genommen hatte oder hatte nehmen müssen“ (S. 164). Ferner spielte im Verfahren eine Rolle, dass das Gericht sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollte, einen NS-Verbrecher zu milde zu bestrafen, und dass der Massenmord an den europäischen Juden mit den damaligen gesetzlichen Grundlagen kaum zu fassen war. Was vom Prozess gegen Demjanjuk bleibt, so das Fazit der Autorin, sei die „nagende Gewissheit, dass auch dieser Prozess seinem Gegenstand nicht gerecht werden konnte“ (S. 169).

Der Sammelband ermöglicht einen sehr vielseitigen und multiperspektivischen Überblick über aktuelle Forschungsansätze der NS-Täterforschung. Zahlreiche Hintergrundinformationen zum System der Konzentrations- und Vernichtungslager, die in die einzelnen Aufsätze eingebettet sind, machen ihn – auch für ein weniger fachkundiges Publikum – zu einer sehr informativen und interessanten Lektüre. Zudem eröffnen Hinweise auf aktuelle Forschungslücken zahlreiche (Denk-)Ansätze für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen und machen den Sammelband zu einem sehr wertvollen Beitrag innerhalb des historischen NS-Täterdiskurses.

Marburg

Magdalena Fober

Patrick Montague: Chelmno and the Holocaust. The History of Hitler's First Death Camp. I.B. Tauris. London 2012. 291 S., 51 Ill., 4 Kt. ISBN 978-1-84885-722-3. (€ 60,99.)

Patrick Montague macht in seiner Studie über die Funktion des Lagers Kulmhof (Chelmno) beim nationalsozialistischen Judenmord deutlich, dass die Ermordung von mindestens 1,5 Millionen Juden in den Vernichtungslagern Belzec, Sobibór und Treblinka ohne die Erfahrungen aus dem Warthegau anders verlaufen wäre. Hier lässt sich am besten erkennen und trotz systematischer Aktenvernichtung seitens der Täter nachweisen, dass der serielle, tagtägliche Massenmord an der jüdischen Bevölkerung – was das Personal, das eingesetzte Material und die Methoden angeht – aus der planmäßigen Ermordung von Heimbewohnern und Anstaltsinsassen im eroberten Polen hervorging. M. stützt sich auf einschlägige Archivalien in Polen, Deutschland und Israel, die Aussagen in bundesdeutschen und polnischen Ermittlungen und Gerichtsverfahren gegen einige der Täter und auf

zahlreiche Zeitzeugenaussagen, Erinnerungen und Briefe. Zu den eindrucksvollsten Abschnitten zählen die Ausführungen über die Fluchtgeschichten von Überlebenden.

Das Lager wurde auf Betreiben des Reichsstatthalters und Gauleiters Arthur Greiser (1897-1946) eingerichtet mit dem Zweck, die „Judenfrage“ in dem von ihm regierten Warthegau durch Massenmord zu lösen. All seine Bemühungen, die über 400 000 Juden aus dem Reichsgau abzuschieben, hatten seit 1939 nur geringen Erfolg gehabt. Daher suchte und erhielt er – wohl im Sommer 1941 – die Rückendeckung Hitlers für den Vernichtungsplan. Mit der Umsetzung des Vorhabens wurden Kriminalkommissar Herbert Lange (1909-1945) und sein Sonderkommando beauftragt, das bislang Kranke und Gebrechliche ermordet hatte. In und bei dem Lager Kulmhof töteten SS-Männer und deutsche Polizisten in Zusammenarbeit mit der Gettoverwaltung in Litzmannstadt (Łódź) und anderen Stellen rund 150 000 Juden in sog. „Gaswagen“, davon etwa 140 000 zwischen Dezember 1941 und März 1943. Die Leichen wurden in einem nahegelegenen Wald in riesigen Massengräbern zunächst verscharrt und geraume Zeit später, um die Spuren der Verbrechen zu verwischen, verbrannt.

Greisers regionales Mordunternehmen war zwar nicht Teil der „Aktion Reinhardt“ im Generalgouvernement, gehört aber in die Versuchsphase, an die sich die „Endlösung“ unmittelbar anschloss: Von den „Euthanasie“-Morden mithilfe von Gaswagen in den Jahren 1940/41 war es ein kleiner Schritt zur Ermordung der als unproduktiv betrachteten jüdischen Bevölkerung des Warthegaus mit dem gleichen Verfahren, und dieses Stadium trennte wiederum nur ein kleiner Schritt von der Mordpraxis in den Vernichtungslagern mit stationären Gaskammern. Ende 1941 liefen beide Unternehmen nebeneinander her.

Im Anhang schildert der Vf. die Entwicklung der Gaswagen, und er stellt die Ergebnisse seiner Nachforschungen über den weiteren Lebensweg von über 40 deutschen Tätern, von acht polnischen Helfern und sechs jüdischen Überlebenden zusammen. Ihm ist es gelungen, die Identität des wichtigsten Zeugen, Szlama Winer (1911-1942), dessen Aussage sich unter den Dokumenten im Untergrundarchiv des Warschauer Gettos befindet, endlich zweifelsfrei nachzuweisen (S. 241, Anm. 13).

An anderer Stelle sind Ergänzungen oder Korrekturen angebracht: Bei dem „Chef der Gesundheitsabteilung“ in Kalisz (S. 43) handelt es sich um den an verschiedenen „Sondereinsätzen“ beteiligten, unter der Tarnbezeichnung eines „Leiters der Zentralstelle für Krankenverlegungen“ tätigen Walter Grabowski (1896-1945?). Jan Koziński, genannt Karski (1914-2000), besuchte im Sommer 1942 auf geheimer Mission *nicht* das Vernichtungslager Belzec (S. 90), ehe er zur polnischen Exilregierung nach London zurückkehrte, sondern das Durchgangsgetto Izbica (70 km südöstlich von Lublin). In Hadamar wurden ab 1941 nicht nur Menschen „aus Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen“ (S. 12), sondern aus Heilanstalten der preußischen Provinzen Hessen-Nassau, Westfalen, Hannover und der Rheinprovinz sowie der Länder Hessen, Baden und Württemberg ermordet. Die Vernichtungslager Belzec und Sobibór entstanden 1942 keineswegs „von Grund auf neu“ (S. 7), vielmehr gingen sie aus einem seit 1939 bestehenden Arbeitslager beziehungsweise aus einem Betriebsgelände des „Polnischen Staatsunternehmens für die Imprägnierung von Eisenbahnschwellen“ hervor. Unverständlich ist, warum der in Warschau lebende Vf. behauptet, „Poles [...] would certainly be outraged if the Auschwitz camp was referred to as the Oświęcim camp“, wurden doch in Polen seit Einrichtung des Staatlichen Museums im Juli 1947 bis in die 1990er Jahre die Bezeichnungen „Państwowe Muzeum w Oświęcimiu“ oder „Państwowe Muzeum Oświęcim-Brzezinka“ ganz offiziell verwendet², und sie sind der mittleren und älteren Generation unter diesem Namen noch durchaus geläufig.

² Siehe JONATHAN HUENER: *Auschwitz, Poland and the Politics of Commemoration. 1945-1979*, Athens/OH 2003.

Solche Einwände schmälern nicht das Verdienst des Vf., der eine kundige, umfassende und insgesamt sehr gründliche Darstellung³ über das nationalsozialistische Vernichtungslager im Warthegau vorgelegt hat. Daraus wird einmal mehr klar, dass 1941/42 von einem *Zivilisationsbruch* kaum die Rede sein kann, denn der Weg in den Abgrund war statt von hochdramatischen Entscheidungen eher von einer Vielzahl nur gradueller Richtungsänderungen geprägt, mit denen die konkreten Handlungen vor Ort in den Gesamtplan des Genozids eingebunden wurden.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

³ Alle diese Kriterien erfüllte noch nicht SHMUEL KRAKOWSKI: *Das Todeslager Chelmo/Kulmhof. Der Beginn der „Endlösung“*, Göttingen 2007; siehe meine Rezension in der Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 58 (2009), S. 262 f.

Jakub Poznański: Tagebuch aus dem Ghetto Litzmannstadt. Aus dem Polnischen übersetzt und hrsg. von Ingo Loose. Metropol. Berlin 2011. 354 S., 21 Ill., Kt. ISBN 978-3-86331-015-8. (€ 24,-.)

Vor dem deutschen Angriff auf Polen 1939 war ein Drittel der Einwohner der polnischen Stadt Łódź jüdisch. Im Jahr 1940 errichtete die nationalsozialistische Besatzungsmacht hier eines der beiden größten geschlossenen Ghettos im deutsch besetzten Polen, das als einziges bis August 1944 bestand. Die einschlägigen schriftlichen Quellen zum Ghetto Litzmannstadt (Łódź) sind neben den amtlichen Dokumenten vor allem autobiografische Texte der jüdischen Ghettoinsassen. Im Vergleich zu den nach dem Krieg verfassten Erinnerungen sind die Tagebücher wegen ihrer größeren Zeitnähe von höherem Quellenwert. Bisher war nur das Tagebuch des jugendlichen Dawid Sierakowiak in deutscher Sprache zugänglich. Nun liegt mit dem Tagebuch von Jakub Poznański (1890-1959) ein singuläres, ursprünglich in polnischer Sprache verfasstes Selbstzeugnis auf Deutsch vor, das dieses Ghetto aus der Perspektive eines der polnischen Sozialdemokratie nahestehenden jüdischen Bewohners darstellt.

P. war nach seinem Studium der Agrarwirtschaft und Chemie in seine Geburtsstadt Łódź zurückgekehrt. Von Oktober 1941 bis kurz nach der Befreiung der Stadt führte er ein Tagebuch, das einen Zeitraum abdeckt, zu dem nur sehr wenige jüdische Selbstzeugnisse vorliegen. Eine Besonderheit seiner Aufzeichnungen liegt in ihrem betont sachlichen Stil und dem breiten Themenspektrum, das sich u.a. auf seine verschiedenen Funktionen und Kontakte im Ghetto zurückführen lässt, über die er vielfältige Informationen bezog. Nachdem P. zur Aufgabe seiner Arbeit in der Firma seines früheren deutschen Schulkameraden Haessler gezwungen worden war, leitete er 1940 vorübergehend eine der jüdischen Ghettoverwaltung unterstehende Plantagenabteilung, war dann als Kontrollinspektor der Sanitäraufsicht tätig und arbeitete anschließend als Saalaufseher im Ressort für Papiererzeugnisse; daneben fungierte er zeitweilig als Vorstandsmitglied einer Kommission, die der Sparkasse des Ghettos unterstand.

Seine Aufzeichnungen legte P. in insgesamt 13 karierten Schulheften nieder, von denen sieben verloren gingen. Der Hrsg. Ingo Loose hat die noch erhaltenen Hefte übersetzt und den Text der verlorenen unter Zuhilfenahme der ersten polnischen Buchausgabe des Tagebuchs aus dem Jahr 1960 rekonstruiert. Zum besseren Textverständnis hat er das Tagebuch mit Anmerkungen zu verschiedenen historischen Sachverhalten versehen, die P. selbst zum damaligen Zeitpunkt nicht eingehender überprüfen konnte. Das betrifft beispielsweise von P. erwähnte Bahntransporte aus dem Ghetto, die nach heutigem Kenntnisstand in das Todeslager Kulmhof führten. P. wollte den im Ghetto kursierenden Gerüchten über die Vernichtung der Juden zunächst keinen Glauben schenken. Sein Tagebuch dokumentiert vielmehr, dass und wie die jüdischen Ghettoinsassen von den Repräsentanten der deutschen Ghettoverwaltung über Ziel und Zweck dieser Transporte belogen wurden. Erst

im letzten Quartal 1944 erlangte P. Gewissheit, dass die aus dem Ghetto abtransportierten Juden ermordet werden.

P.s Skepsis erstreckte sich nicht allein auf Gerüchte über die Vernichtung der Juden; er überprüfte die ihm mündlich zugetragenen Neuigkeiten kritisch auf ihre Zuverlässigkeit hin. Sein Bestreben, nur objektive Fakten als Grundlage seines Urteils über die Welt gelten lassen zu wollen, kommt u.a. darin zum Ausdruck, dass er in seinem Tagebuch regelmäßig den aktuellen Sachstand zu den Lebensmittelzuteilungen im Ghetto und den Frontverläufen festhält; die Kriegsergebnisse verfolgte er laufend anhand von Zeitungsmeldungen und Radiosendungen. In diesem von der Nahrungsmittelversorgung einerseits und der Entwicklung des Kriegsverlaufs andererseits gesetzten Rahmen beschreibt P. verschiedenartige Vorkommnisse und die Zustände im Ghetto. Wiederholt versucht er, die Wirtschaftslage im Ghetto zu analysieren, wobei die meisten seiner Überlegungen der Frage nach den Ursachen für den chronischen Geldmangel in der Hauptkasse gelten.

Seiner auf die Bearbeitung externer Daten ausgerichteten Ausbildung entsprechend, beschreibt P. das Geschehen im Ghetto zunächst möglichst neutral als Prozesse und Strukturen außerhalb seiner Person. Dass er auch subjektiv und emotional in das Geschehen verwickelt ist, kommt anfangs in erster Linie durch seine Sorgen um den Gesundheitszustand seiner Tochter zum Ausdruck. Im weiteren Zeitverlauf veranlassen ihn vor allem die Machtverhältnisse und organisatorischen Abläufe in der jüdischen Ghettoverwaltung zur Niederschrift seiner Gedanken und zur Artikulation seines Ärgers. Seine Kritik richtet sich dabei in erster Linie gegen den Führungsstil des „Judenältesten“ Chaim Mordechai Rumkowski, unter dem sich ein hohes Maß an Nepotismus und Klientelismus zu Ungunsten der Mehrheit der Ghettoinsassen entfaltete. Vor diesem Hintergrund erscheinen P. zunächst sogar manche Maßnahmen Hans Biebows, des Leiters der deutschen Ghettoverwaltung, als gerechtfertigt, wobei er von einer zunächst ambivalenten schließlich zu einer negativen Bewertung Biebows gelangt.

Die großen Deportationen aus dem Ghetto 1942 beschreibt P. noch mit großer innerer Distanz. Doch diese Haltung gibt er in der folgenden Zeit allmählich auf. Von Ende 1943 an beschreibt er öfter an sich selbst feststellbare körperliche und seelische Folgen der Ghettoisierung: „Ich verberge meinen Hunger vor Frau und Kind. Seit einigen Tagen bemerke ich, dass ich nur noch Haut und Knochen bin. Auf dem Kopf liegt die Haut direkt auf dem Schädel, ohne jede Fettschicht, bei Berührung ist das ein sehr trauriges Gefühl“ (S. 183). Nach Reflexion seiner eigenen Erfahrungen mit dem Hunger bereut er seine Fehlurteile über andere, die früher als er darunter litten: „Noch im Sommer und Herbst konnte ich Leute nicht verstehen, die über einen Druck im Magen klagten. Sogar meiner Tochter warf ich Überempfindlichkeit vor. [...] Heute entschuldige ich mich vielmals bei ihr. Erst das eigene Hungergefühl hat mir vollständig zu Bewusstsein gebracht, dass ich unrecht hatte“ (S. 190). Im April 1944 stellte er fest: „Ich denke, dass ich tatsächlich infolge des Hungers ständig nervös bin. Die geringfügigste Kleinigkeit bringt mich aus dem Gleichgewicht“ (S. 211).

Im Verlauf des letzten Kriegsjahres findet P. zu einer flüssigeren Darstellung der von ihm beobachteten und erlebten Extremsituationen im Ghetto jenseits der anfänglichen Faktografie. Ausführlich beschreibt er im Sommer 1944, wie er bei der deutschen Kriminalpolizei in Litzmannstadt „verhört“ wurde. Es handelt sich um die längste Textpassage zur deutschen Polizei in seinem Tagebuch. P. war im Bewusstsein des völligen Fehlens persönlicher Kontakte zu Deutschen außerhalb des Ghettos sehr darum bemüht, diesen keine schlechten Absichten zu unterstellen, sondern zunächst von ihrer Vertrauenswürdigkeit auszugehen, was 1944/45 in einer umso stärkeren Enttäuschung mündete.

Da P. den größten Teil seines Lebens in Łódź verbrachte, ist seine abschließende Einschätzung, das nationalsozialistische Besatzungsregime habe den Antisemitismus in Polen breitenwirksam popularisiert, nicht als aus der Luft gegriffen von der Hand zu weisen. P.s Tagebuch wurde vom Hrsg. mit einem Personenverzeichnis und einer Bibliografie weiterführender Literatur zum Ghetto Litzmannstadt versehen und ist damit als ein singuläres

Selbstzeugnis einer breiteren deutschsprachigen Öffentlichkeit in geeigneter Form zugänglich gemacht worden.

Frankfurt am Main

Miriam Y. Arani

Christoph Dieckmann: Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941-1944. 2 Bände. Wallstein, Göttingen 2011. 1652 S., Kt., graph. Darst. ISBN 978-3-8353-0929-6. (€ 79,-.)

Christoph Dieckmanns monumentale Studie ist hervorgegangen aus einer bereits 2003 an der Universität Freiburg eingereichten und von Ulrich Herbert betreuten Dissertation. Anderthalb Jahrzehnte Forschung hat D. der deutschen Besatzungsherrschaft im sog. „Generalkommissariat“ (GK) Litauen gewidmet, einem Gebiet von 67 199 km² mit einer Bevölkerungszahl von drei Millionen (1941, S. 280-284), das am Ende „zum Grab für über 400 000 Menschen geworden war“ (S. 1541). Warum es zu so vielen Opfern kam, ist die Leitfrage dieser Studie.

Dabei geht D. nicht von einer vereinfachenden Täter-Zuschauer-Opfer-Trichotomie aus, sondern untersucht systematisch den „ebenso dynamischen wie komplexen Prozess der Interaktion zwischen Besatzern und Besetzten, Deutschen, Litauern und Juden“ (S. 10). Dass er aus sprachlichen Gründen hierbei die wichtige Gruppe der Polen im GK Litauen nur am Rande einbeziehen kann, ist eines der wenigen Defizite dieser so umfangreichen und akribischen Arbeit.

Die vor allem aus litauischen und deutschen, aber auch lettischen, russischen, britischen, US-amerikanischen und israelischen Archiven, Museen und Bibliotheken stammenden Quellen, zu denen auch zahlreiche Akten aus Nachkriegsprozessen sowie Tagebücher und Erinnerungen gehören, werden ergänzt durch die bis zum Jahr 2008 erschienene Literatur. So gelingt es D., auf breiter Grundlage die bisherigen, meist national verengten Forschungsstränge zusammenzuführen, zu diskutieren und zu erweitern, um zu einem möglichst unvoreingenommenen Bild der deutschen Besatzungspolitik in Litauen zu gelangen, wobei er den Fokus durchgängig auf die verbrecherischen Aspekte dieser Politik richtet.

Der quellenbasierten Analyse vorangestellt ist die Geschichte des Verhältnisses von Litauern, Juden und Deutschen vom Ersten Weltkrieg bis zur deutschen Besetzung Litauens im Juni 1941. Als folgenschwerste Strömungen dieser krisengeschüttelten Zeit benennt D. den wachsenden litauischen Nationalismus und Antisemitismus, die zunehmende wirtschaftliche Bedrängnis der jüdischen Bevölkerung sowie die andauernde deutsche Geringschätzung für Litauen und seine Bewohner. Die brutale sowjetische Unterwerfung Litauens 1940/41 verstärkte diese Tendenzen noch.

Doch ohne die spezifische deutsche Besatzungspolitik, so D., hätten die vorherigen Entwicklungen im unabhängigen Litauen und unter dem sowjetischen Regime nicht zum Massenmord der folgenden Jahre geführt. In fünf Kapiteln analysiert D. vor allem die elementaren Bereiche deutscher und litauischer Politik: Verwaltung, Wirtschaft, Siedlung, Massenverbrechen sowie den Widerstand und dessen Bekämpfung. Weitere Bereiche wie Kultur, Bildung und Medien werden dagegen nur gestreift (S. 732-740). Diese Leerstellen in der Betrachtung der deutschen Besatzungspolitik sind bedingt durch den Fokus auf die Verbrechen. Da D. zur Erklärung dieser Verbrechen ideologische Motive, besonders Antisemitismus und Antibolschewismus, jedoch durchaus für wichtig hält, wäre ein vertiefter Blick auf das Verhältnis von mörderischer Politik und politischer Kultur, Bildung und Propaganda sinnvoll gewesen.

Zu den großen Vorzügen und Neuerungen von D.s Analyse gehört es, detailliert und möglichst unvoreingenommen die Zusammenarbeit deutscher und litauischer Institutionen und Personen zu untersuchen. Er gelangt zu dem Ergebnis, dass Initiative, Kontrolle und Steuerung von deutscher Seite erfolgten, dass die Massenverbrechen aber ohne die „enorme Kooperationsbereitschaft hinreichend großer Teile der litauischen Gesellschaft“ (S. 927) nicht zu realisieren gewesen wären. D. verzichtet zur Kennzeichnung dieser Zu-

sammenarbeit von Anfang an auf den mit dem Odium des nationalen Verrats belasteten Begriff „Kollaboration“. Er betont vielmehr, dass die Interessen der Täter Schnittmengen aufwiesen, deutsche wie litauische Beteiligte aber glaubten, jeweils in ihrem eigenen, national verstandenen Interesse zu handeln.

Die deutsche Besatzungspolitik im GK Litauen kostete das Leben nahezu sämtlicher 200 000 litauischer Juden, mindestens 170 000 sowjetischer Kriegsgefangener und etwa 40 000 zwangsevakuierter sowjetischer Zivilisten, um nur die zahlreichsten Opfergruppen zu nennen. Die Gründe für diese Gewalttaten führt D. nicht nur auf die schon erwähnten ideologischen Motive zurück, sondern auch auf die praktische Politik, namentlich in den Bereichen Sicherheit, Ernährung und Arbeit. Für den lange Zeit apologetisch postulierten Gegensatz zwischen fanatischen SS-Weltanschauungskriegern mit ihren Helfer einerseits und einer pragmatisch orientierten Zivil- und Militärverwaltung andererseits findet D. keine Belege. Vielmehr hätten bei den Massenverbrechen die verschiedensten beteiligten deutschen und litauischen Institutionen und Personen Hand in Hand gearbeitet – mit dem gemeinsamen Hauptziel, den Krieg zu gewinnen.

In seiner ebenso detaillierten wie umfassenden Studie hat D. die Grenzen der nationalen Geschichtsschreibung hinter sich gelassen und das Bild der unter deutschem Regime während des Zweiten Weltkriegs in Litauen begangenen massenhaften Verbrechen von den bislang vorherrschenden Verzerrungen befreit.

Hamburg

Lars Jockheck

Paul A. Levine: Raoul Wallenberg in Budapest. Myth, History and Holocaust. Valentine Mitchell. London – Portland/OR 2010. 392 S., 37 Ill. ISBN 978-0-8014-7592-4. (€ 23,-)

Von Anne Rigney stammt die Bemerkung, dass Historiker meistens auf negative Weise erzählen: „The assertion of ‚what happened‘ going hand in glove with the denial of what did not happen, what was certainly not the case or only partially so.“¹ In Paul A. Levine's Buch über Raoul Wallenbergs Tätigkeit in Budapest ist die revisionistische Tendenz des Historikers nicht nur Grundmotiv, sondern bestimmendes Prinzip der Erzählung. Es geht um all das, was sowohl nicht-wissenschaftlich arbeitende Geschichtsinteressierte, aber auch professionelle Historiker über den schwedischen Retter geschrieben oder gesagt haben, sich aber nicht beweisen lässt oder schlicht falsch ist. Besonders Überlebende des Holocaust hätten, so L., dazu tendiert, Wallenbergs Person zu überhöhen oder ihn als einzelnen Retter darzustellen, was die tatsächlichen historischen Umstände seiner, auch vom Autoren immer wieder hervorgehobenen, besonderen Leistungen und Taten aber völlig verzerrt. Von diesem negativen Ansatz heraus erfährt der Leser allerdings eine ganze Menge, besonders über die Rettungstaten schwedischer und Schweizer Diplomaten in den Monaten seit März 1944, als der Holocaust am ungarischen Judentum begann. Wallenberg war einer von vielen. Er war keineswegs der erste, der Schutzpässe an Tausende verfolgter Juden ausgab – genaue Zahlen seien unmöglich zu ermitteln (S. 324) – und viele von ihnen durch die Bereitstellung von Wohnungen und Lebensmitteln rettete oder gar ungarische und deutsche Offiziere, Beamte oder Polizisten durch Bestechung, Bedrohung oder Überredung dazu brachte, bereits zur Deportation bestimmte Jüdinnen und Juden freizubekommen. L. beschreibt systematisch die Besonderheit der Ermordung der ungarischen Juden, auch „Holocaust nach dem Holocaust“ genannt, da dieser Teil des europäischen Völkermords an Juden und Roma erst im Frühling 1944 begann, als bereits Millionen Menschen ermordet worden waren. Nun war der Weltöffentlichkeit das Ausmaß des Verbre-

¹ ANNE RIGNEY: Time for Visions and Revisions. Interpretative Conflict from a Communicative Perspective, in: *Storia della Storiografia* 22 (1992), S. 85-92, hier S. 91.

chens bekannt, und die Regierung der USA setzte das War Refugee Board ein, das sich um die Rettung möglichst vieler Juden bemühte. In diesem Zusammenhang versuchte Schweden, sein negatives Image als zwar neutrale Macht, aber zugleich wichtiger Lieferant der Wehrmacht durch humanitäre Hilfsaktionen aufzubessern, wie es bereits bei der Aufnahme aus Dänemark geflohener Juden geschehen war. Während in der ungarischen Provinz fast eine halbe Million Jüdinnen und Juden von ungarischen Gendarmen und Polizisten den Deutschen übergeben und nach Auschwitz verbracht wurden, überlebten etwa 200 000 Menschen den Holocaust in Budapest, bis die Rote Armee die Stadt Anfang 1945 eroberte. In dieser Situation gelang es einzelnen sehr aktiven Beamten v.a. der Schweizer und der schwedischen Vertretungen, ihre relativ guten Beziehungen zum Horthy-Regime dazu zu nutzen, sogenannte Schutzpässe auszugeben, also ungarische Jüdinnen und Juden unter den Schutz dieser neutralen Staaten zu stellen. L. nennt diese Bemühungen „bureaucratic resistance“, da es bei diesen Aktionen v.a. um die Ausstellung von Papieren, um die Definition von Staatsinteressen u. dgl. geht. Wallenberg kam erst im Juli 1944 nach Budapest, aber er sollte sich bald als der sichtbarste und wohl auch tatkräftigste dieser „Schreibtischretter“ erweisen. Interessant ist dabei die Beobachtung des Vf., dass ohne die relativ guten Beziehungen zwischen Schweden und Ungarn bzw. dem Deutschen Reich die Rettungsaktionen nicht möglich gewesen wären. Dies zeigt die Komplexität des Themas und die Simplizität rein moralisch argumentierender Publikationen, etwa im Zusammenhang mit dem „Schweigen“ von Papst Pius XII. Der eigentliche „Retter“ Tausender Juden war Horthy, der am 7. Juli 1944 anordnete, die Deportationen aus Ungarn zu stoppen, allerdings erst nach Drohungen durch die Alliierten, besonders durch US-Präsident Franklin D. Roosevelt, und Appellen seitens des schwedischen Königs Gustav, von Pius XII. und aufgrund der Rivalität mit Rumänien um die Gunst der Alliierten. Erst dieses taktisch bedingte Manöver des Reichsverwesers machte es möglich, dass viele der noch in Budapest verbliebenen Juden gerettet werden konnten. Es sollte aber nicht verdecken, dass Horthy es zuvor zugelassen hatte, dass die Mehrheit der ungarischen Juden mit tatkräftiger Hilfe ungarischer Behörden deportiert wurde.

L. hat ein wichtiges Buch geschrieben, das zu einem besseren Verständnis von Wallenbergs Taten und deren historischem Kontext führen wird. Allerdings sollte dabei nicht übersehen werden, dass die zahlreichen Mythen und Irrtümer, die in Bezug auf Wallenberg existieren, auf einer anderen Ebene genauer untersucht werden müssten: auf der Ebene der Erinnerung der Überlebenden und Zeitzeugen.

Washington, DC

Árpád v. Klimó

Jiří Holý: Tschechische Literatur 1945-2000. Tendenzen, Autoren, Materialien. Ein Handbuch. Hrsg. von Gertraude Z a n d. Harrassowitz. Wiesbaden 2011. 237 S., Ill. ISBN 978-3-447-06575-7. (€ 48,-)

Einführende Überblicksdarstellungen über die tschechische Literatur sind im deutschsprachigen Raum rar. Wer sich umfassend informieren will, greift am besten immer noch auf die dreibändige *Geschichte der tschechischen Literatur* von Walter Schamschula oder Antonín Měšťáns *Geschichte der tschechischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert* von 1984 zurück. In beiden wird jedoch die jüngste Literatur zwangsläufig eher kurz bis überhaupt nicht abgehandelt. Umso erfreulicher ist, dass nun endlich ein Buch vorliegt, das sich ganz der tschechischen Literatur seit 1945 widmet – „nur“, aber immerhin bis 2000.

Jiří Holý ist als Autor von Überblicksdarstellungen der tschechischen Literatur für tschechisches, englisches und deutsches Publikum bereits mehrfach hervorgetreten, u.a. in einem inzwischen vergriffenen Werk¹, das primär für deutschsprachige Slawistik-Studen-

¹ JIŘÍ HOLÝ: *Geschichte der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts*, Wien 2003.

ten gedacht war. Auf Basis dieser Vorarbeiten gelingt H. nun eine dicht komprimierte Darstellung, die sich auf das Wesentliche beschränkt und dabei doch eine große Anzahl von Informationen zu vermitteln weiß. Das Buch besteht (neben einem Vorwort der Hrsg. Gertraude Zand) aus drei einander ergänzenden Teilen: einem knappen historischen Abriss der tschechischen Literaturgeschichte zwischen 1945 und 2000, der mit knapp 130 Seiten mehr als die Hälfte des Bandes einnimmt, einer lexikonartigen Vorstellung von 37 Autoren bzw. Autorinnen (ca. 70 S.) in Kurzporträts und einer rund zwanzigseitigen Bibliografie. Ein Personenregister sowie einige Seiten mit Abbildungen (durchgehend Autorenporträts) runden das Werk ab.

Die literaturhistorische Überblick ist gegliedert nach historischen Epochen („Die Jahre nach dem Krieg“, „Die Jahre des Stalinismus“, „Die Jahre des Tauwetters“, „Die ‚Goldenen Sechziger Jahre‘“, „Die Jahre der Normalisierung“, „Die Jahre nach der Wende“) und ordnet den Stoff damit primär politischen Gesichtspunkten unter, was für eine Epoche sicherlich gerechtfertigt ist, in der die Politik derart massiv in das gesellschaftliche Leben (und die Literatur) eingriff. Diese Hauptkapitel sind wiederum unterteilt in jeweils mehrere Unterkapitel von wenigen, in der Regel 1-4 Seiten Umfang. Hierbei verfährt H. nicht schematisch nach immer wiederkehrenden Gesichtspunkten (wie etwa den Gattungen), sondern verfolgt zeitspezifisch die wichtigsten literarisch relevanten Tendenzen der jeweiligen Epoche – das Spektrum reicht von der kulturpolitischen Diskussion der Nachkriegszeit über gattungsspezifische Entwicklungen (z.B. Texte für Kleinbühnen oder experimentelle Literatur während der 1960er Jahre), auffälligen literarischen Strömungen („Romane der Desillusion“) und generationsbedingten Erscheinungen (so finden sich zu den 1960er Jahren u.a. die Unterkapitel „Lyrik der älteren Generation“ und „Die Generation der 60er Jahre. Lyrik“) bis hin zu thematischen Schwerpunkten wie „Krieg und Holocaust“. Hinzu kommen Kurzvorstellungen der jeweiligen zeitgenössischen Exilliteratur wie des literarischen Untergrunds bzw. Samizdat.

Das Hauptproblem jeder literarhistorischen Überblicksdarstellung ist die Frage nach der Kombination aus Faktenfülle und strukturierender abstrakter Aussage über allgemeine Entwicklungstendenzen. Auch bei H. gibt es zahlreiche aneinandergereihte, in dieser Fülle vom Leser kaum noch merkbare Kurzcharakteristika von ein bis zwei Sätzen Umfang wie: „Tendenziell entgegengesetzt wirken die spröden bis morbiden Verse von Zbyněk Hejda, die eine abgrundtiefe Trauer in Worte fassen und das Geheimnis des Todes zu erforschen trachten; sein dichterisches Gesamtwerk erschien 1996 (*Bašně*; Gedichte)“ (S. 120). Dass es weitere (ähnlich kurze) Informationen zu Hejda auch an anderer Stelle gibt, entgeht dem Leser, der nicht bei jedem der vielen Namen das Register zu Rate zieht. Hier wären kurze Seitenverweise auf die anderen Stellen im Text hilfreich gewesen. Immerhin: Die Verteilung dieser Kurzinformationen auf überschaubar kleine Unterkapitel mit jeweils aussagekräftiger Gesamtcharakterisierung erleichtert es dem Leser, den Überblick zu wahren.

Dem entspricht auch die Gestaltung des zweiten Teiles als kleines, alphabetisch geordnetes Autorenlexikon, in dem freilich nur die wichtigeren und bekannteren Autoren behandelt werden, so dass der einleitende Überblick dieses Minilexikon an Umfang und Datenfülle weit übertrifft, obwohl viele der in den Überblick gepressten Daten besser in ein lexikonförmig geordnetes Muster gepasst hätten. Die Lexikonartikel von ca. 2-3 Seiten Umfang sind aufgeteilt in einen ersten biografischen Absatz, einen zweiten, das Werk charakterisierenden Teil sowie eine Auflistung der auf Deutsch erschienenen Werke (bei Václav Havel, Bohumil Hrabal und Pavel Kohout in Auswahl, bei in Deutschland weniger präsenten Autoren unter Hinzuziehung auch englischsprachiger Textausgaben). Abgeschlossen werden diese Artikel durch eine Auswahl an Sekundärliteratur vorrangig in deutscher Sprache; wo eine solche nicht oder nur kaum vorliegt, wird Sekundärliteratur auf Englisch und in anderen „westlichen“ Sprachen ergänzt. Nur in Fällen, in denen auch in diesen Sprachen wenig vorliegt, wird schließlich noch tschechische Sekundärliteratur „nachgereicht“, was in einem Buch über tschechische Literatur doch etwas übertrieben rücksichtsvoll und schamhaft wirkt.

Man findet hier die in Deutschland bekanntesten Namen vorgestellt (Havel natürlich, Seifert, Holan, Gruša, Kundera, Nezval, Kohout, Klíma, Skácel, Hrabal etc.), aber auch einige hierzulande noch nicht so verbreitete, die in Tschechien bereits zum etablierten Kanon gehören. Die insgesamt sehr ungleiche Verteilung der Daten auf Überblick und Autorenlexikon in dem Buch verstärkt den kanonischen Ausnahmewert der etablierten Autoren und erschwert die Suche nach „Entdeckungen“ oder auch nur Informationen über unbekanntere Schriftsteller – für letztere muss man den Umweg über das Register nehmen. Dass die Daten über diese dann auch noch auf mehrere Stellen im Buch verteilt sind, erschwert die Recherche – ein ausführlicheres Autorenlexikon bei gleichzeitiger Entschlackung des Überblicks würde dem Leser die Arbeit mit dem Handbuch im Falle einer Neuauflage sicherlich erleichtern.

Die abschließende Bibliografie enthält Angaben für den des Tschechischen nicht mächtigen deutschen Leser, der sich tiefer in die tschechische Literatur einarbeiten will und deshalb auf in deutscher Sprache vorliegende Informationsquellen verwiesen werden muss: Anthologien tschechischer Literatur in deutscher Übersetzung, Bibliografien, Handbücher (hier auch mit einer kleinen Auswahl tschechischsprachiger Titel) und wissenschaftliche Publikationen zur tschechischen Literatur auf Deutsch und Englisch werden in jeweils chronologischer Reihenfolge aufgeführt.

Abgesehen von der nicht immer glücklichen Verteilung der Informationen zwischen Überblick und Lexikon handelt es sich um ein datenreiches und sorgfältig erarbeitetes Buch in gut lesbarer Übersetzung, das die älteren Standardwerke zwar nicht ersetzt, aber v.a. für die jüngere Literatur bis zum Jahr 2000 sinnvoll ergänzt.

Heidelberg

Jürgen Joachimsthaler

Mari Laanemets: Zwischen westlicher Moderne und sowjetischer Avantgarde. Inoffizielle Kunst in Estland 1969-1978. (Humboldt-Schriften zur Kunst- und Bildgeschichte, Bd. 14). Gebr. Mann. Berlin 2011. 296 S., 102 Ill., 12 graph. Darst. ISBN 978-3-7861-2639-3. (€ 49,-)

Until very recently, post-WWII art histories of the Baltic states – Estonia, Latvia and Lithuania – were almost invisible in the international field of art history. Since the early 1990s, art processes within these former republics of the Soviet Union were only presented to an international readership in a concise form in rare international exhibition-bounded overview publications¹ and a few bilingual editions. Histories of art in the regions of the former USSR seemed to have been lost between master narratives of Moscow's unofficial art and studies of East European neo-avant-gardes that had in part already been 'discovered' by the West during the decades of the Cold War, specifically since the 1960s. The national focus of historiographies of the re-established independent Baltic states after 1991 has also contributed to the isolation of local research. In the last few years, studies by a young generation of scholars in each country and attempts to establish regional exchange platforms, for example at several conferences², indicate that the situation is due to change.

¹ For example: ALLA ROSENFELD, NORTON T. DODGE (eds.): *Nonconformist Art. The Soviet Experience, 1956-1986*, London 1995; IDEM (eds.): *Art of the Baltics. The Struggle for Freedom of Artistic Expression under the Soviets, 1945-1991*. Brunswick, NJ – London 2002; *Personal Time. Art of Estonia, Latvia and Lithuania 1945-1996*, Warszawa 1996.

² *The Geographies of Art History in the Baltic Region*. 27-28 November 2009, Estonian Academy of Art, Tallinn; *Recuperating the Invisible Past. Perspectives and Ways of Dealing with the Complexity of Art History of the 1960's-1980's in Eastern Europe*. 17-18 May 2011, Latvian Centre for Contemporary Art, Riga; *(Un)blocked Memory*.

The book by Mari Laanemets being reviewed here is among the first of the projects to be completed in this emerging research field. The book is based on the doctoral dissertation defended at the Humboldt University Berlin in 2009. The publication embraces the canonical period of Estonian art, which begins with the localised interpretation of pop-art known as “Union-Pop”, proclaiming a new paradigm of contemporary art inspired by contemporary art movements in the West and the legacy of international avant-gardes. From numerous references and footnotes generously provided by the author throughout the book, we learn that these processes had already been the subject of professional debates and interpretations in Estonia for several decades. Indeed, compared to the other Baltic states, innovative art tendencies in Estonia have been most actively addressed by local scholars, both in the past and today. In many instances L. thus takes up a revisionist perspective.

The novelty and groundbreaking character of this study is in the interdisciplinary focus of the research and the meticulous, detailed nature of the analysis and interpretation of the works and the contexts of their creation. L. examines the artworks, the writing, architecture and design proposals of architects and designers who joined the art scene in the late 1960s and early 1970s: Leonard Lapin, Jüri Okas, Sirje Runge, Andres Tolts and others. Focusing on the fruitful interrelation of art, design and architecture, L. lifts these practices out of their usual association with fine arts and places them instead in an expanded field of theoretical discourse and formal references that ranges from historical and contemporary theories of the living environment and urban design to the transformative social agency of Russian avant-garde and formal findings of minimalism and land art. In doing so, the author reflects the ambitions of the artists, who in the 1970s aimed to undermine hierarchies of art disciplines and the separation of creative fields in order to reform the whole aesthetic environment.

The argument of the book unfolds in chronological order supported by key events. Unavoidably simplifying the rich and elaborate research, I will try to summarise its main lines of reasoning. It opens with the suggestion that the pop-art exhibitions of the group SOUP 69 marked the beginning of a re-definition of the role of the artist and manifested critical reflection on the socialist environment and mass culture. In the early 1970s the artists sought creative alternatives to the industrialisation and standardisation prevailing in Soviet design. Such alternatives were inspired both by contemporary media and communication theories (Marshall McLuhan and Norbert Wiener) and by historical ideas of the Arts and Crafts movement, particularly the works and writings of William Morris. The journal *Kunst ja Kodu* (Art and Home) and its section on home interior design became a platform for these new ideas about the synthesis of arts in the living environment. Experimental happenings and the reception of land art and minimalism sharpened the perception of the space and organisation of the urban environment. Cooperating with official institutions in the mid 1970s, the artists aimed to redefine the role of public art (monumental art) and to advance their new ideas about the synthesis of art forms in architecture. The latter were manifested in the experimental reformist proposals of Lapin and Runge, who, creatively re-working the ideas of Russian constructivists and Malevich, envisioned communicative audiovisual architectural structures in the urban space of Tallinn. The formal and material language of land art and minimalism as well as constructivist compositions informed the slightly ironic artworks and architectural proposals by Jüri Okas and Tiit Kaljundi in their attempts to redefine the existing structures and materials of the urban landscape.

L. offers more than a competent historical insights and new interpretations. The chapters of the book are permeated by informed theoretical reconsiderations of existing histori-

Writing Art History in Baltic Countries. 14-15 October 2011, Faculty of Arts Vytautas Magnus University, Kaunas.

ographies of art in Eastern Europe and topical interdisciplinary studies of art and design. The author reviews the functions of the public and private sphere in the socialist environment, semantics of location, the stylistic roots of the artworks and pays close attention to the artists' writings and contemporary debates on the "synthesis of arts" and "monumental art" in the Soviet Union and many other related issues.

The book presents three textual layers. The central narrative is complemented by a rich and informative subtext of footnotes, introducing the reader to historical facts, references and theoretical contexts. The line of reasoning is supported by a remarkably perceptive selection of images that aligns works of Estonian artists and related international examples, thus enabling visual comparison and differentiation. This method is classical in art history and reflects L.'s methodological preferences, throughout the book the argument is consolidated around descriptive and imaginative studies of the selected artworks, images and their references.

The title of the publication reflects its main argument, yet it also exposes two most problematic questions. The reader is left to wonder what was "unofficial" in the described art processes in Estonia. L. tells us that since 1969 the artists, all members of creative unions, had organised public and semi-public exhibitions, screened experimental films, presented their ideas within architecture shows and freely published their texts, even editing an official periodical. Such a level of freedom was exceptional in the Soviet Union. An explanation that L. offers in the conclusion, where she contrasts the new, socially engaged interventionist roles of the unofficial artists with the escapist stance of the previous generation, does not provide a satisfactory answer. Maybe a closer reconsideration of the uneven framing of the official and permissible within the Soviet system would be more fitting here. It is well known that the functional and economically viable fields of design and architecture were exempt from the strict forms of ideological control imposed on fine arts. Thus they frequently served as a basis or an umbrella for experimental creative initiatives that sought to redefine relations between man, environment and society. The Moscow artist group *Dvizhenie* and the artists' and architects' collaboration in Riga known as NSRD could be mentioned here as examples. The exploration of the border zones between art and practical opportunities opening up within functional creative disciplines might have been a valuable addition.

The second related point concerns the insufficient reassessment of contemporary Soviet modernism. From the research we learn a lot about artists' interests and attitudes towards art movements in the West, topical international architecture discourses and re-readings of the utopian proposals of the Russian avant-garde. However, knowing that the artists were working in architecture and design, it would be interesting to learn how their works reflected debates that were stirring these disciplines within the Soviet Union. For example, the themes that foresaw the critique of modernism and the rise of postmodernist discussions: a synthesis of local historic forms and new technological solutions or the participative role of the individual, as well as practical concerns like escalating tension between local Unions of Architects and institutions in the construction industry³. This could provide a clearer framing to the irony traceable in some of the works of Okas, Kaljundi and the later projects of Lapin that otherwise are not fully integrated into the smooth argument about the new constructive role of the artist.

But these two points cannot overshadow the scale, novelty and precision of the complex study on the history of art, design and architecture presented by L. It is a pioneering work both in the richness of its theoretical argument and in the detail of the research. Further-

³ The author mentions the influence of the writings of Robert Venturi, but she avoids mentioning theories of postmodernism, relying rather on references to modernist phenomena of surrealism and metaphysical painting.

more, it introduces new interdisciplinary methodologies and contextualises lesser known materials, showing the topicality and relevance of regional art history to the international discussion.

Berlin

Mara Traumane

Anzeigen

Tobias Weger: Kleine Geschichte Prags. Pustet, Regensburg 2011. 175 S., Ill. ISBN 978-3-7917-2329-7. (€ 15,-) – Tobias Weger stellt sich der schwierigen Aufgabe, die mehr als tausendjährige Geschichte Prags auf 156 Seiten darzustellen. Er versucht den Leser über die wichtigsten Punkte der Prager Geschichte in einem breiteren Kontext zu informieren. Damit die Erzählungen und Darstellungen über Prag nicht zu oberflächlich wirken, werden die Texte durch interessante Zitate ergänzt. Auch die Auswahl der Abbildungen ist gut auf den jeweiligen Textinhalt abgestimmt. Das Werk verrät dem Leser auch einige weniger bekannte Details über Prag. Zu nennen wären der von irischen Mönchen betriebene Kartoffelanbau in Böhmen, die Beschreibung der Pferdeställe Albrecht von Wallensteins, die Geschichte der Prager Hausnummern oder die Beschreibung der Zustände in der ehemaligen Judenstadt am Ende des 19. Jh. Äußerst interessant sind auch die Ausführungen über Exilanten in Prag in der Zwischenkriegszeit, die z.B. über den Sitz des Exilvorstandes der SPD in Prag informieren. Positiv überrascht die Tatsache, dass sich der Autor in seinem Buch nicht mit den Beneš-Dekreten beschäftigt. Stattdessen schreibt er über die weniger bekannte Vertreibung der Tschechen aus den vom Deutschen Reich besetzten Teilen der Tschechoslowakei und dann über die Potsdamer Beschlüsse, die zur Ausweisung vieler Deutscher führten.

Einige im Buch verwendete Begriffe hätten aber einer näheren Erklärung bedurft, wie z.B. die Legende vom Golem. Ab und zu stößt man auch auf historische Ungenauigkeiten. Der berühmte Prager Fenstersturz von 1618, der zum Auslöser des Dreißigjährigen Krieges wurde, war in Wirklichkeit schon der dritte und nicht etwa, wie der Autor angibt, der zweite Fenstersturz (S. 64). Des Weiteren sollte man die Bezeichnung „Opern- und Theaterhaus“ (S. 93) für das Nationaltheater in Prag eher nicht verwenden, da es in Prag auch die Staatsoper, also das Opernhaus, gibt. Einen kleinen Fehler stellt auch die Ortsangabe der Lucerna-Passage dar (S. 103). Sie befindet sich nicht in der Narodní-Straße, sondern zwischen Štěpánská- und Vodičkova-Straße. Falsch ist auch die Datierung des NATO-Gipfels in Prag (S. 155). Er fand nicht im Jahr 2001, sondern ein Jahr später statt.

Die *Kleine Geschichte Prags* kann dem Leser einen ersten Einblick in die Geschichte der tschechischen Hauptstadt bieten. In dieser Hinsicht erfüllt das Buch seinen Zweck. Für detailliertere Informationen sollte man allerdings zu anderen Werken über Prag greifen.

Praha

Jana Kosová

Hermann Pölkling: Ostpreußen. Biographie einer Provinz. Be.Bra-Verl. Berlin 2011. 927 S., Ill. ISBN 978-3-89809-094-0. (€ 29,95.) – Der Journalist Hermann Pölkling hat mit Ostpreußen – Biographie einer Provinz eine umfassende Chronik vorgelegt, die insbesondere die deutsche Geschichte in Ostpreußen vom 19. Jh. bis 1945 in den Blick nimmt. Dem Autor geht es weniger um die transnationale Verschränkung Ostpreußens mit seinen Nachbarn als vielmehr um die Hebung vielfältiger biografischer Zeugnisse, die Ostpreußens Geschichte bis Kriegsende dokumentieren. P. definiert sein Projekt etwas widersprüchlich, da entgegen seiner Ankündigung dennoch mit einer Prise Pathos versehen, folgendermaßen: „Dieser Rückblick ist nicht sentimental, es will wenig Bekanntes und Vergessenes in der Geschichte verorten, durch Nachrichten, aus Zeugnissen und Erinnerungen – damit Ostpreußen unvergessener Teil der deutschen Geschichte bleibt“ (S.17).

Ostpreußen – das kann man nach der Lektüre unterstreichen – besitzt für P. eine besondere Faszination. Der Autor ist mit liebevoller Hingabe zum Detail in die Mikrogeschichte Ostpreußens

eingetaucht. Das Buch liest sich weniger als Gesamtgeschichte oder Überblicksdarstellung, sondern besticht durch seine mikroskopischen Verdichtungen, die vor allem über Biografien von Menschen, die selbst aus der Region stammten oder mit Ostpreußen irgendwann einmal in Berührung kamen, vorgenommen werden. P. gelingt es, einen unschätzbaren Quellenfundus mit chronikhaftem Charakter zu präsentieren. In eindrucksvoller Weise werden die Lebenswelten Ostpreußens veranschaulicht, mentale Strukturen freigelegt und soziale und kulturelle Spezifika beschrieben.

Der Vf. resümiert: „Ist Ostpreußen auch Geschichte, sind doch zwischen Weichsel, Nogat, Ostsee, Memel und den Wäldern Masurens Teile der Landschaft im vertrauten Bild erhalten geblieben; nicht alle, vor allem nicht da, wo von Menschen in Generationen geschaffenes Kulturland war, das sorgfältig bewirtschaftet werden musste. Menschen anderer Nationalität und Kultur haben mit ihren Vorstellungen, ihrem Gestaltungsvermögen und ihrer Kultur das Landschaftsbild verändert und werden es weiter verändern“ (S. 856 f.). Für Kenner Ostpreußens ist hier ein ganz außergewöhnliches Porträt entstanden, ungewohnte Menschen kommen zu Wort, bestechende Abbildungen runden den Gesamteindruck ab, die kaum je sichtbar wurden. Wer sich in die Geschichte der einst östlichsten Provinz Deutschlands vertiefen will, dem sei dieses Buch dringend empfohlen. „Ostpreußen ist entrückt in Erinnerung und Geschichte. Dort aber ist es noch sehr lebendig“ (S. 856). Dass dem so ist, wird auch ein Verdienst von Hermann Pölking bleiben.

Berlin

Andreas Kossert

Propaganda, (Selbst-)Zensur, Sensation. Grenzen von Presse- und Wissenschaftsfreiheit in Deutschland und Tschechien seit 1871. Hrsg. von Michal Anděl, Detlef Brandes, Alfons Labisch, Jiří Pešek und Thomas Ruzicka. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 27.) Klartext-Verl. Essen 2005. 309 S., Ill. ISBN 3-89861-456-5. (€ 28,-) – Der aus einer interdisziplinär konzipierten Tagung der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität und der Prager Karls-Universität hervorgegangene Sammelband umfasst 16 Beiträge in drei Themenblöcken: „Zensur – Selbstzensur“ betrifft den Zeitraum 1870-1933, „Zensur, Propaganda und ihre Wirkung“ das Dritte Reich und die kommunistische Tschechoslowakei, während „Herausforderung an die Medizin und ihre Wahrnehmung“ bis an die Gegenwart heranreicht. Die ohnehin breit angelegte Thematik der Grenzen von Presse- und Wissenschaftsfreiheit wird über die geschichtswissenschaftliche Perspektive hinaus durch Beiträge aus der Rechtsgeschichte, der Germanistik, den Sozialwissenschaften, der Medizin sowie Medizingeschichte angereichert.

Die Beiträge des ersten Blockes zeigen anhand der Presselenkung und Selbstzensur im deutschen Kaiserreich (Hans Mommsen) sowie der Militärzensur des Kaiserreichs im Ersten Weltkrieg (Christoph Cornelißen) die Grenzen der Wirksamkeit bzw. die Relativität der Erfolge von Zensur. Der Beitrag von Boris Barth illustriert hingegen, wie die antirepublikanische Grundhaltung der Mehrheit der Akademiker in der Weimarer Republik die wenigen Republikaner bis auf ein paar Ausnahmen mundtot gemacht hat. Hervorzuheben ist der Beitrag von Sibylle Schönborn, die mittels des Feuilletons der deutschsprachigen Presse in Prag in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zeigt, wie ein „bunte[s] Patchwork der kulturellen Differenzen [...] durch den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Zivilisation und Barbarei überschrieben“ (S. 69) und somit repolitisiert und renationalisiert wurde.

Auch der zweite Themenblock zeigt die begrenzte Reichweite von Propaganda und Zensur, die relative Erfolge nicht ausschloss. Besonders interessant ist hier die umfassende Analyse von Entstehung, Publikum und Wirkung der antisemitischen Propagandafilme *Jud Süß* und *Der ewige Jude* durch Karl-Heinz Reuband, weil der Autor erstmals zeigt, warum der erste einer „der beliebtesten Filme“, der zweite hingegen, gemessen an Zuschauerzuspruch und -reaktionen, ein „Mißerfolg“ (S. 144) war, der aber aufgrund obligatorischer Gruppenvorführungen dennoch ein großes Publikum erreichte. Die begrenzte Wirkung der NS-Propaganda, aber auch politische Nuancen zwischen der Masse der Bevölkerung im Protektorat Böhmen und Mähren, der Widerstandsbewegung und der tschechoslowakischen Exilregierung zeigt Detlef Brandes anhand bisher nicht ausgewerteter Archivbestände auf. Tim Faith stellt der mit geringem personellem Aufwand erzielten Effizienz der NS-Zensur im Protektorat deren Scheitern als indirektes Mittel deutscher kultureller Expansion gegenüber: Die maximale Kontrolle tschechischer Äußerungen

bedeutete noch nicht die Durchsetzung der verordneten NS-Sichtweise. Volker Zimmermann zeigt an der propagandistischen Unterfütterung der proklamierten „sozialistischen Freundschaft“ zwischen DDR und ČSR die begrenzte Reichweite auch der kommunistischen Propaganda, was ebenfalls für das verordnete BRD-Feindbild galt. Die folgenden Beiträge befassen sich mit der Tschechoslowakei, wobei Milan Drápalá die Pressefreiheit im Übergangszeitraum 1945-1948 in den Blick nimmt und Karel Malý den Zeitraum bis zum Sturz des kommunistischen Regimes 1990. Alena Mišková und Jiří Pešek geben instruktive Einblicke in die „Säuberung“ der Bibliotheksbestände der Akademie der Wissenschaften in den 1950ern bzw. zur generellen „Gleichschaltung“ (S. 247) fast aller Medien in der kommunistischen Tschechoslowakei.

Im dritten Themenblock untersucht Michael Anděl den Wandel in der öffentlichen Darstellung des tschechischen Gesundheitswesens 1968-1990, Petr Svobobný die in ihrer Reichweite für die Zielgruppe fragliche Errichtung eines „einheitlichen sozialistischen Gesundheitswesens“ 1945-1952. Die beiden abschließenden Beiträge betreffen bereits die gegenwärtige Medienpolitik und sind daher nicht nur von historischem Interesse. Alfons Labisch zeigt unter anderem anhand der Tuberkulose und der Influenza-Epidemie von 1918/19 sehr überzeugend die verblüffende Diskrepanz zwischen „skandalisierten Krankheiten“ und „echten Killern“ in der öffentlichen Wahrnehmung, während Thomas Ruzicka und Mark Berneburg in ihrem Beitrag über „Das Bild des Arztes in den Medien“ für eine Versachlichung der diesbezüglichen Berichterstattung plädieren.

Die Beiträge des Bandes bieten insgesamt teilweise knappe, aber kenntnisreiche Überblicke, bisweilen auch neue Einblicke, soweit sie sich auf bisher noch nicht ausgewertete Quellenbestände stützen. Der Sammelband bietet zahlreiche wertvolle Anregungen für künftige Fallstudien, welche die Problematik von Propaganda, (Selbst-)Zensur und Medienwirkung und -politik regional vergleichend und mit interdisziplinärem Ansatz aufgreifen könnten.

München

René Küpper

Dominik Trutkowski: Der geteilte Ostblock. Die Grenzen der SBZ/DDR zu Polen und der Tschechoslowakei. (Zeithistorische Studien, Bd. 49.) Böhlau. Köln u.a. 2011. 204 S., Ill. ISBN 978-3-412-20673-4. (€ 29,90.) – Der sog. „Eiserne Vorhang“ teilte bis 1989 nicht nur Europa, sondern die gesamte Staatenwelt in zwei Blöcke. Er manifestierte sich nicht nur ideologisch, sondern auch real durch ein stark ausgebautes Grenzregime. Dieses wirkte sich auch auf die Staatsgrenzen innerhalb des Ostblocks aus. Dominik Trutkowski formuliert die Hypothese, dass die sog. „Friedens- und Freundschaftsgrenzen“ des Ostblocks aufgrund der politischen Lage einer hermetischen Abriegelung unterlegen hätten und damit die homogene Einheit des sozialistischen Lagers nicht zu erkennen gewesen sei (S. 17). Um dies zu untermauern, legt T. den Fokus auf die Grenzen der SBZ/DDR zu Polen und der Tschechoslowakei. Aufbauend auf Quellenmaterial aus der heutigen BRD (Archiv der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR sowie Brandenburgisches Landeshauptarchiv), Polen (Archiv des polnischen Außenministeriums, Archiv Neuer Akten) und der Tschechoslowakei (Archiv der Sicherheitskräfte des Ministeriums des Innern), ergänzt durch zeitgenössische Tageszeitungen und andere Druckerzeugnisse der DDR, durch Quelleneditionen sowie Memoiren, folgt der Autor nach eigener Aussage einem politikgeschichtlichen Ansatz, um den Prozesscharakter der Ereignisse (und nicht die Ereignisse selbst oder deren Ergebnisse) in den Vordergrund der Arbeit zu stellen. Dies gelingt ihm, indem er seine Untersuchung chronologisch aufbaut und für einzelne Zeitabschnitte übergeordnete Themenblöcke bildet.

Nach einer Einführung mit den wichtigsten Informationen zu den Binnen- und Außengrenzen des „sozialistischen Lagers“ folgt die Beschreibung der Jahre 1945-1949, deren Schwerpunkt die Grenzverschiebungen als Folge des Zweiten Weltkriegs bilden. Bis zum Jahr 1961 widmet sich T. der Analyse der Grenzregime zwischen der DDR und Polen sowie der DDR und der Tschechoslowakei. Er zeichnet den Weg von der hermetischen Abriegelung der Grenzen über bilaterale Verträge bis hin zu einer „zwangsverordneten Freundschaft“ (S. 49) der DDR zu Polen und der Tschechoslowakei nach. Dabei gelingt es ihm, den ambivalenten Charakter des Grenzregimes sowie die Spezifika der jeweiligen bilateralen Beziehungen herauszuarbeiten und die Zusammenhänge zwischen den vertraglichen Regelungen, dem Grenzregime, den Reiserege-

lungen und der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit darzulegen. Die folgenden Kapitel zeigen verschiedene Phasen der Grenzsicherung auf. Der Bau der Berliner Mauer 1961 führte zu Veränderungen im Grenzsicherungssystem der DDR. Darauf folgt ein historischer Abriss des Prager Frühlings und seiner Bedeutung für den „sozialistischen Internationalismus“ (S. 106). Im Rahmen der Darstellung der 1970er Jahre liegt der Fokus auf dem pass- und visafreien Reiseverkehr. T. untersucht, wie die politischen Ereignisse diesen – von anfänglichen Erleichterungen bis hin zu einer hermetischen Abriegelung der Grenzen – beeinflusst haben, und beschreibt die transnationale Zusammenarbeit bei Fahndungen und Grenzkontrollen. Das letzte Kapitel beginnt mit den 1980er Jahren und endet mit dem Fall der Berliner Mauer. Hier werden die Auswirkungen der Solidarność-Bewegung auf das Grenzregime und den Reiseverkehr in den Mittelpunkt gestellt. T. schildert ausführlich das Grenzkontrollregime der DDR zu und in Wechselwirkung mit seinen Nachbarstaaten in einem Zeitraum von über 40 Jahren und verdeutlicht, welche politischen Faktoren Einfluss auf das Grenzregime, die Grenzsicherung und den Reiseverkehr nahmen.

In seinem Resümee bestätigt der Autor seine zu Beginn formulierte These: Der Ostblock sei demnach eine Region gewesen, die „politisch, ideologisch und transnational tiefer gespalten war, als bisher angenommen wurde“ (S. 179). T.s Arbeit bietet einen guten Überblick über die sicherheitspolitischen Aspekte der Grenzsicherung im Untersuchungsgebiet. Wirtschafts- und Kulturkontakte, bei denen das „trennende“ Element der Grenze nicht immer im Vordergrund stand, wie es Włodzimirz Borodziej, Jerzy Kochanowski und Joachim von Puttkamer jüngst aufgezeigt haben¹, werden dabei nur am Rande behandelt. Dadurch wird nicht deutlich, ob sich die erwähnten Einschränkungen auf alle die Grenze betreffenden Bereiche derart gravierend auswirkten.

Marburg

Jasmin Nithammer

¹ WŁODZIMIERZ BORODZIEJ, JERZY KOCHANOWSKI u.a. (Hrsg.): *Schleichwege. Inoffizielle Begegnungen sozialistischer Staatsbürger zwischen 1956 und 1989*, Köln u.a. 2010.

Karel Vodička: Das politische System Tschechiens. VS, Verl. für Sozialwiss. Wiesbaden 2005. 290 S., Ill., graph. Darst. ISBN 3-8100-4083-5. (€ 34,95.) – Das anzuzeigende Lehrbuch beschreibt das gegenwärtige politische System Tschechiens, wobei normative und strukturelle Aspekte, involvierte Institutionen, politische Prozesse sowie politische Kultur im Mittelpunkt stehen, nicht aber konkrete Politiken. Der vorangestellte historische Abriss, der die Entwicklung des politischen Systems der Tschechoslowakischen Republik 1918-1938, der kommunistischen ČSSR 1948-1989 sowie der ČSFR bis zur einleuchtend analysierten sogenannten „samtenen Scheidung“ von Tschechen und Slowaken 1992 umfasst, scheint manchmal recht knapp, zudem werden wiederholt Spezialbegriffe wie „Pětka“ und „die Burg“ nicht beim ersten Auftreten, sondern erst erheblich später erläutert. Die jeweilige kapitelbezogene Literatur- und Webseitenauswahl ermöglicht aber eine Vertiefung der jeweiligen Informationen. Die Studie konstatiert, gestützt auf Umfragen, die generelle Vergleichbarkeit der Tendenzen und Entwicklungstrends in Tschechien mit den übrigen postkommunistischen Demokratien in der Konsolidierungsphase, abgesehen davon, dass in Tschechien „ein gesamtstaatliches Referendum“ (S. 260) nicht vorgesehen ist. Der Analyse der tschechischen postkommunistischen Verfassungsordnung folgt ein sehr aufschlussreiches, auf Umfragen gestütztes Kapitel über die tschechische politische Kultur im Wandel. Mag auch Tschechien bezüglich Demokratiepräferenz, Partizipationsbereitschaft und mangelnder Unterstützung antidemokratischer Systemalternativen etwas besser abschneiden als die postkommunistischen Nachbarländer, stand es aber hinter dem politischen System der konsolidierten westeuropäischen Demokratien weiterhin zurück. Die „soziale Isolation der Roma von der Nachkriegsgesellschaft“ (S. 109) wird als gravierendes Problem deutlich benannt, und die Roma werden als die entschiedensten sozialen Verlierer des Transformationsprozesses identifiziert, mag sich auch ein Großteil der Bevölkerung subjektiv als sozialer Absteiger sehen. Die Studie bietet zudem interessante Einblicke in die außenpolitisch relevanten Einstellungen der Tschechen, etwa zu den Nachbarländern, zur EU und zur NATO. Die Analyse des intermediären Systems, unter anderem der in Tschechien als Tripartismus bezeichneten Sozialpartner-

schaft, des Parteiensystems, der Verfassungsinstitutionen im politischen Prozess – wobei zutreffender Weise die erhebliche Bedeutung des Verfassungsgerichts hervorgehoben wird – sowie von Kommunalpolitik und Selbstverwaltung, bietet wiederum knappe, aber instruktive Einblicke. Vorhandene Defizite, etwa bezüglich „der Akzeptanz der Spielregeln durch relevante Akteure“ des politischen Systems, „klientelistische Beziehungen und Korruption“ (S. 232) sowie Mängel im Funktionieren der ordentlichen Gerichtsbarkeit sowie bei der Ausgestaltung einer aktiven demokratischen Bürgergesellschaft, werden deutlich benannt. Ebenso deutlich wird jedoch, dass dies in ähnlichem Umfang etwa auch für Ungarn und Polen gilt.

Die Studie, die im Ergebnis eine weit fortgeschrittene Konsolidierung des postkommunistischen politischen Systems Tschechiens sowohl auf konstitutioneller, institutioneller und intermediärer Ebene als auch bezüglich der Gestaltung politischer Prozesse konstatiert, ist als erster Einstieg in die Beschäftigung mit dem politischen System Tschechiens durchaus geeignet. Sie ist in ihrem historischen Abriss zwar recht knapp und etwas undifferenziert, was den totalitären Charakter des politischen Systems der Tschechoslowakei betrifft (vgl. S. 30: „Die KP-Führung [...] entschied über Leben und Tod jedes Einzelnen“), bietet aber abgesehen von der sinnvollen Einordnung Tschechiens in den ostmitteleuropäischen Kontext eine Fülle von Detailinformationen und weiterführenden Hinweisen.

München

René Küpper